



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Der Waldviertler Graumohn

Eine Darstellung materieller Kräfte und sozialer Beziehungen

Verfasser

Stephan Gruber

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Elke Mader

Ich möchte mich herzlich für die Unterstützung durch meine Familie bedanken. Weiters haben mich die vielen Hilfestellungen von Gerti ermutigt meine Diplomarbeit schließlich doch noch zu Ende zu bringen. Vielen Danke auch an meine Tante Ilse, die immer an mich glaubt, an meine Mutter Marianne, die die Diplomarbeit mit Geduld verbessert hat und an meine Oma Marianne, die mir half, die Diplomarbeit ethnographisch abzurunden.

1. Einleitung	3
1.1. Themenfindung und persönlicher Zugang	3
1.2. Ziel und Aufbau der Arbeit	4
2. Forschungsdesign	7
2.1. Methoden der Datengenerierung.....	7
2.1.3. Ethnographische Methoden	11
2.1.4. Methoden der Datenerhebung.....	11
2.1.4. Themenzentrierte Interviews.....	12
2.1.5. Problemzentrierte Interviews	12
2.1.6. Leitfadeninterviews	13
2.1.7. Experteninterview	14
2.1.8. Field Interview.....	15
2.1.8. Der Fragebogen	15
2.2. Methoden der Datenauswertung	16
2.3. Methoden der Datenanalyse	17
3. Kontexte des Forschungsfeldes	18
3.1. Einführung in die Region Waldviertel	18
3.1.1. Geologie und Landformen	18
3.1.3. Klima und Boden	19
3.1.2. Das Waldviertel als ländlicher Raum	19
3.1.3. Die Agrargeschichte des Waldviertels im Mittelalter.....	20
3.1.4. Landwirtschaft im Waldviertel vom 16. bis 19. Jahrhundert.....	21
3.1.6. Landwirtschaftliche Entwicklungstendenzen im 19. Jahrhundert	21
3.1.7. Entwicklung der waldviertler Landwirtschaft im 20. Jahrhundert	22
3.2. Landwirtschaft im Kontext materieller Kultur.....	24
3.2.1. Der materielle Dualismus.....	26
3.2.2. Technologische Prozesse in der Landwirtschaft.....	27
4. Mohn – eine regionale Besonderheit	29
4.1. Eine Pflanze mit einer traditionsreichen Geschichte	29
4.1.2. Die Wiederentdeckung der Mohnpflanze.....	30
4.1.3. Brauchtum.....	33
4.1.4. Folklorismus	34

5. Bedeutungen im Rahmen der Landwirtschaft	36
5.1. Motivationen – Der Weg zum Mohnbauern	36
5.2. Wahrnehmungen	38
5.3. Die Bedeutung der Landschaft lesen	40
5.4. Handlungsstrategien als Prozess der Identitätsbildung	42
6. Wege der Landwirtschaft	47
6.1. Konventionelle Landwirtschaft	47
6.2. Die biologische Landwirtschaft	47
6.2.1. Die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise	49
6.2.2. Die organisch-biologische Wirtschaftsweise.....	50
7. Produktionstechnische Abläufe und Voraussetzungen	53
7.1. Der Produktionsprozess	53
7.2. Klima	54
7.3. Boden	55
7.4. Bodenbearbeitung und Saatbettbereitung	57
7.5. Düngung	59
7.6. Umgang mit der Saat und Bestandsentwicklung	
7.7. Pflege und Unkrautbekämpfung.....	67
7.8. Ernte.....	69
8. Produktveredelungen	72
9. Vermarktungswege	74
10. Vermarktungsstrategien	78
10.1. Markenschutz und Authentizität	78
10.2. Tourismus.....	79
11. Mohnstrudel – ein traditionelles Gericht aus dem Waldviertel	83

1. Einleitung

Schöne Blüte, schöner Mohn. Der Mohn ist eine der ältesten Kulturpflanzen der Menschheit. Erst in den letzten Jahren wird ihm wieder zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt im Zuge einer neuen Esskultur und der Rückbesinnung auf traditionelle Lebensmittel. Dabei spielt Geschichte eine wichtige Rolle. Lebensmittel sollen Geschichten erzählen. Sie sind nicht bloß Lebensmittel. Es gibt nicht sehr viele Pflanzen, die schon so lange Zeit den Menschen begleiten, wie es beim Mohn der Fall ist.

Mohn ist eine widersprüchliche Pflanze und kommt klimatisch sowohl in sehr kalten wie auch in sandigen trockenen Gefilden vor. Es gibt ihn in Tälern und hoch in den Bergen des Himalayas. Auf der einen Seite handelt es sich um eine alte Kulturpflanze, wie der Schlafmohn eine ist, der nachweislich schon in der Jungsteinzeit kultiviert wurde, und auf der anderen Seite gibt es eine Unzahl an Wildmohnarten, die im Garten das Auge des Betrachters erfreuen.

Innerhalb der Familie der Mohngewächse war es zunächst der Schlafmohn, der die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gelenkt hatte. Ausschlaggebend dabei war sicher der zwar kleine aber extrem fettreiche Samen, der im Überfluss zu ernten ist.

Innerhalb der Familie der Mohngewächse mit mehr als 600 Arten, zu der unter anderem auch das Schöllkraut zählt, stellt der Mohn mit 26 Gattungen 260 Varietäten dar. Die auffälligste und bekannteste Mohnart ist der wild wachsende Klatschmohn (*Papaver rhoeas*), der in der Landwirtschaft oft als Unkraut gilt und durch Verwendung von Herbiziden teilweise ausgerottet wurde (vgl. Ahrens & Sneyd 2000: 6-7). Man findet ihn im Feld oder an Böschungen und Feldrändern. Mit den kultivierten Formen der Mohngewächse hat er allerdings nichts gemein. Beide können rot blühen, dürfen untereinander aber nicht verwechselt werden.

Der Waldviertler Graumohn, um den es hier in der Arbeit geht, stammt, wie der Name schon andeutet, aus dem Waldviertel und ist eine Varietät des Schlafmohns, des *Papaver somniferum*.

1.1. Themenfindung und persönlicher Zugang

Nachdem ich gesundheitlich angeschlagen von einer Indienreise wieder in Österreich angekommen war, musste ich mich auf die Suche nach einem Diplomarbeitsthema machen. Ich wollte zuerst in Indien über Tourismus und „Private Homestays“ arbeiten, entschied mich aber dann für ein Thema, das einen Bezug zu meiner näheren Umgebung herstellte. Dabei stieß ich bei meinen Recherchen auf das Thema, beziehungsweise die Methode „Anthropology at Home“, die quasi für mich als Rechtfertigung diente, das Thema in einem kultur- und sozialanthropologischen Rahmen zu schreiben.

Ich wollte mein Diplomarbeitsthema „bodenständig“ halten und entschied mich für ein Thema im agrarwissenschaftlichen Sektor. Ich hatte bis dahin wenig Erfahrung in diesem Bereich gesammelt. Mein Interesse dafür war geweckt worden als ich mit dem Studium der Agrarwissenschaften auf der Universität für Bodenkultur anfang.

Bäuerlichen Background habe ich allerdings nur bedingt. Somit war mir auch dieses Gebiet fremd. Meine Großmutter ist Bäuerin und lebt auch heute noch auf ihrem Hof. Durch viele Gespräche mit ihr über das Leben als Bäuerin fing ich an mich in der Thematik wohl zu fühlen.

Ein weiterer Aspekt für meine Themenfindung ist meine Naturverbundenheit. Ich studiere in Wien, komme aber aus dem südöstlichen Waldviertel, aus dem Kamptal. Ich liebe das Kamptal und mache viele Ausflüge in das nördlicher gelegene Waldviertel. Denke ich an das Waldviertel, so denke ich auch an den Mohn. Wie ich später entdeckte ist das Waldviertel geprägt von seiner Assoziation mit dem Waldviertler Graumohn als regionale Spezialität.

Schon als Kind war ich auf den Ausflügen mit meinen Eltern von der Farbenpracht, die die blühenden Mohnfelder auszeichnete, begeistert.

Ein weiterer Grund mich für dieses Thema zu interessieren war die vermeintliche Unberührtheit dieses Themas. Wie sich später herausstellte, wurde aber schon einiges dazu verfasst, doch gingen alle Arbeiten, die sich mit dem Thema befassten, in eine andere Richtung. Im Speziellen sind Arbeiten zu Mohnvermarktungschancen (Greßl 1992; Köttl 1991), oder Mohn als „Indigenous Food“ (Deix 2006) vorhanden.

1.2. Ziel und Aufbau der Arbeit

Die Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie der Produktionsprozess des Waldviertler Graumohns vonstattengeht, in welche Kontexte er eingebettet werden kann und wie diese zusammenhängen.

Zum Produktionsprozess gehört nicht nur die Herstellung des Rohstoffes sondern auch die Verarbeitung zu weiteren Produkten. Da gibt es Mohnöl, Mohnstrudel, Mohnzuzler, Mohnstriezel und verschiedene andere kulinarische Köstlichkeiten. Mohn ist vielfältig verwendbar, vor allem als Beiwerk zu verschiedenen Gerichten. Mohnöl wird aber zum Beispiel auch für Malfarben verwendet, für Seifen oder Shampoos.

Die Arbeit beginnt mit der Darlegung der methodischen Herangehensweise an das Thema, die etwas umfangreicher gestaltet ist. Ich werde nämlich in Verbindung damit versuchen die kultur- und sozial-

anthropologische Sichtweise herauszuarbeiten und in den Gegenstand der „Anthropology at Home“ einführen. Auf meine Vorgehensweise werde ich ebenso eingehen wie auf die Interviewsituationen, die InterviewpartnerInnen und den Interviewleitfaden.

In weiterer Folge wird Mohnanbau mit der Region Waldviertel kontextualisiert werden. Hier wird besonders auf die Geschichte der bäuerlichen Kultur eingegangen und auf die wirtschaftlichen Disparitäten der Region hingewiesen. Schlagwörter wie Randgebiet, strukturelle Rückständigkeit, Abgeschlossenheit und Agrargeschichte spielen im Waldviertel eine wichtige Rolle. Weiters wird noch ein Großkontext mit der materiellen Kultur hergestellt, die nicht mit dem Kulturmaterialismus von Marvin Harris verwechselt werden darf.

Der Mohn als regionale Besonderheit wird dann mit Tradition und Brauchtum in Verbindung gebracht. Letzteres wird in Form von materiellen Kräften und sozialen Beziehungen erörtert werden. Als regionale Besonderheit wurde der Mohnanbau vor allem durch Adolf Kastner wieder eingeführt. Damit einher gehen eine Retraditionalisierung beziehungsweise eine sogenannte *Invented Tradition* des Waldviertler Graumohns.

Im Kapitel *Bedeutungen im Rahmen der Landwirtschaft* werden Motivationen, Wahrnehmung und Identitäten erörtert. Dabei gestalten sich die Motivationen, wie man sehen wird, sehr ähnlich und gehen einher mit einer hohen Innovationsbereitschaft. Bei den Identitäten werden Handlungsweisen und Handlungsspielräume offen gelegt, die zu deren Bildung beitragen. Anders ausgedrückt: Es geht darum, wie Identitäten durch Handlungen hergestellt werden.

Bei den produktionstechnischen Ausrichtungen geht die Arbeit vor allem auf den biologischen Landbau ein, da er sich, im Gegensatz zum konventionellen Anbau, viel komplexer gestaltet und ihm auch eine gewisse Lebensstilideologie anhaftet. Im Wesentlichen unterscheiden sich der konventionelle Anbau vom biologischen Landbau durch die Verwendung von chemisch-synthetischen Dünge- und Spritzmittel.

Im Mittelteil der Arbeit möchte ich auf den Produktionsprozess eingehen. Dieser Teil setzt sich grob mit dem dreiteiligen Arbeitsablauf Anbau – Pflege – Ernte auseinander, der wiederum weiter in die Veredelung der Produkte mündet. Es gibt eine schier unendliche Vielfalt den Waldviertler Graumohn zu verwenden.

Es ist zu beobachten, dass in den letzten Jahren von Seiten der KonsumentInnen immer mehr Wert auf Qualitätsprodukte gelegt wird. Damit in Verbindung stehen Verkauf, Vermarktungswege und Vermarktungsstrategien, die das Produkt Mohn der KonsumentIn näher bringen soll. Es gilt für den Bauern verschiedene Strategien und Herangehensweisen für die Erschließung von Absatzmärkten

auszuloten. Dabei werden auch der Tourismus behandelt und die Rolle der Authentizität als Qualitätsmerkmal.

Schließlich endet die Arbeit mit der ethnographischen Beschreibung eines waldviertler Mohnstrudels, der von Marianne Simandl hergestellt wurde. Ich durfte dabei teilnehmend beobachten und ein traditionelles Gericht in seiner Entstehung dokumentieren.

2. Forschungsdesign

2.1. Methoden der Datengenerierung

Im Mai 2010 begann ich mich mit dem Thema des Mohnanbaus auseinanderzusetzen. Ich fuhr von mir aus gesehen (Gars am Kamp) in das nördliche Waldviertel und erkundete die ersten Mohnfelder. Erst einmal war es mir wichtig geeignete InterviewpartnerInnen auszusuchen. Ich wusste von dem Mohndorf Armschlag und dem Mohnhof nahe Ottenschlag. Diese zwei Orte sind wichtige (neben der Firma Waldland), wenn nicht die wichtigsten Institutionen, wenn es sich um Mohn handelt. Für den Mohnhof (eine Eigenbezeichnung) entschied ich mich, da es dort auch ein kleines Museum gibt. Dieses besuchte ich vorab im Alleingang, ehe ich mit dem Hausherrn der Familie Greßl ein Interview führte.

Es gab zwei Hauptschwierigkeiten, die zu lösen waren. Wie gelange ich zu geeigneten InformantInnen? Und wie kann ich als Außenstehender deren Vertrauen gewinnen (vgl. Bernard 2002: 187)?

Ich hatte vorab keinerlei Zugang zum Feld durch Bekannte oder Verwandte. Erst einmal fuhr ich nur zu diesen Orten um mich genauer umzusehen. In einem zweiten Anlauf besorgte ich mir touristische Broschüren, auf denen ich Telefonnummern fand. Ich nahm telefonischen Kontakt auf und vereinbarte Termine. Zu dieser Zeit war gerade in der Landwirtschaft sehr viel zu tun. Aussaaten, Unkrautbekämpfungen und Ackerbearbeitungen standen für die BäuerInnen an der Tagesordnung. Das erschwerte erheblich den Zugang zum Feld und bescherte mir im Vergleich relativ wenige InterviewpartnerInnen. Daher entschied ich mich für die Konzentration auf wenige Fälle.

Fallanalysen haben den entscheidenden Vorteil, dass man leichter nach den relevanten Einflussfaktoren suchen kann. Je weniger Versuchspersonen, desto genauer kann die Analyse sein, desto mehr kann man in das Partikulare gehen (vgl. Mayring 1996: 28f.).

Ich führte fünf Interviews durch. Davon fanden vier an verschiedenen Orten im Waldviertel statt. Im Mohndorf Armschlag gibt es fünf BäuerInnen, die Mohn anbauen. Theoretisch hätte ich mein Untersuchungsfeld auf diese Lokalität beschränken können. Ich entschied mich aber für verschiedene voneinander unabhängige Orte, da ich mir dadurch mehr Vergleichsmöglichkeiten erhoffte. Dennoch habe ich vier der fünf Interviews im Bezirk Zwettl durchgeführt. Der Bezirk Zwettl ist das Zentrum des Mohnanbaus im Waldviertel, beziehungsweise in ganz Österreich. Die Orte, an denen ich die Interviews durchführte, waren Ottenschlag, Armschlag, Oberwaltenreith und Pernegg.

Die Interviews wurden entweder im Wohnhaus der Interviewten oder in einem Fall in einem Wohnhaus durchgeführt. Letzteres war in Armschlag der Fall. Die Interviewsituationen empfand ich alle als sehr angenehm, locker und konzentriert.

In einem Fall nahm ich den Kontakt nicht telefonisch auf sondern über den Bauernmarkt in Gars am Kamp, der jeden Samstag stattfindet. Während die telefonisch vereinbarten Termine in der Regel schnell zustande kamen, war es in diesem Fall etwas schwieriger.

Ich begann an mehreren Samstagen mit Elisabeth informelle Gespräche zu führen und versuchte ein Einverständnis für ein Interview zu bekommen, was sich anfangs als sehr schwierig erwies. Die Situation war etwas unangenehm, da sie mir neben dem Verkauf ihrer Produkte allerhand erzählte und wir oft unterbrochen wurden.

Mit der Zeit gelang es mir, Elisabeth auf dem Acker zu besuchen, wo sie Mohn angebaut hat und sie händisch zu jäten begann. Sie erzählte mir während der Arbeit auf dem Feld viel Interessantes. Aufgrund des Windes war es aber wiederum sehr schwer alles auf Tonband aufzunehmen. Ich war also drauf angewiesen Gedächtnisprotokolle zu schreiben. Schlussendlich musste ich viele Versuche unternehmen um an ein Interview heran zu kommen.

Das Problem war das Wetter. Je nachdem, ob es draußen schön oder trübe war, wurde gearbeitet oder nicht. Eines Abends als es regnete wurde ich dann überraschender Weise angerufen. Ich durfte das Interview schließlich doch durchführen, wofür ich sehr dankbar bin, weil es zu einem Schlüsselinterview meiner Arbeit wurde.

2.1.1. Anthropology at Home

Eine lange Zeit war das Subjekt der Anthropologie primär definiert durch Exotik und durch Distanz, sowohl geographisch als auch kulturell. Diese Einstellung trennte die ForscherIn vom Forschungsgegenstand. Heute ist das zunehmend anders und AnthropologInnen fangen an in ihrem eigenen Umfeld nach „dem Fremden“ zu suchen. Doch gerade auch Vertrautes hat die Aufmerksamkeit der AnthropologInnen geweckt (vgl. Messerschmidt 2010). Malinowski sprach schon davon, dass Selbsterkenntnis am schwierigsten hervorzubringen ist.

„An anthropology of one's own people is the most arduous, but also the most valuable achievement of a fieldworker“ (Malinowski zit. n. Peirano 1998: 106).

Es gibt mehrere Punkte, die ab den 1970er dazu führten, dass Anthropologie zunehmend im eigenen Kontext durchgeführt wurde. Einreisebedingungen in ehemalige koloniale Forschungsländer wurden erschwert. Das Ansteigen der Zahl ausgebildeter AnthropologInnen ist ein weiterer Grund (vgl. Halbmayer und Salat (o.J.a); Jackson 1987: 8f.).

Stanley R. Barrett unterscheidet anhand den gesellschaftspolitischen Voraussetzungen der Forschungsbedingungen verschiedene Typen von Anthropology at Home:

- *Insider Anthropology* wird von EthnographInnen betrieben, die aus den das Forschungsgebiet dominierenden Gruppen stammen.
- *Native Anthropology* wird von EthnographInnen betrieben, die aus Minderheitengruppen im Forschungsgebiet stammen.
- *Indigenous Anthropology* wird von so genannten „3.Welt-AnthropologInnen“ betrieben, die Forschung in ihrem Heimatland betreiben. (vgl. Halbmayer und Salat (o.J.a); Barrett 1996)

Im Rahmen der Anthropology at Home können bei ethnographischen Untersuchungen sowohl qualitative wie quantitative Methoden herangezogen werden.

Die Vorteile für eine Anthropology at Home sind der Wegfall langer Anreisen und der erheblichen Reisekosten, die linguistische Kompetenz, kein bedingungsloses Angewiesensein auf InformantInnen, als InsiderIn leichteres Verständnis der kulturellen Problematik, sowie größere Kapazität, kulturelle Nuancen von non-verbalen und verbalen Daten wahrzunehmen (Halbmayer und Salat (o.J.b); Strathern 1987: 17).

Aufgrund der Vertrautheit werden allerdings viele Dinge des Alltagslebens von den ForscherInnen nicht hinterfragt und analysiert. Eine zu geringe soziale Distanz zur untersuchten Gruppe kann einem unparteiischen Verhalten der ForscherInnen entgegenstehen. Auch zu beachten ist, dass Fehler im Verhalten der EthnographInnen weniger toleriert werden, da erwartet wird, dass die sozialen Regeln bekannt sind (Halbmayer und Salat (o.J.b)).

Das Zuhause wird oft im Rahmen nationaler Grenzen definiert (vgl. Todorova-Prigova 1999; Greverus & Römhild 1999). Das ist problematisch. Eine erweiterte Definition wäre eine Gruppe, die dieselbe Identität teilt. Auch innerhalb staatlicher Grenzen kann ich mich gegenüber der zu untersuchenden Gruppe fremd fühlen. So hat ein Bauer aus Österreich vielleicht mehr gemeinsam mit einem Bauern in Frankreich als mit ÖsterreicherInnen, die in einer Stadt aufgewachsen sind und in einem Büro arbeiten (Greverus 1999: 7-27).

Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit spielt zum Teil für AnthropologInnen eine Rolle, wenn es um eine Anthropology at Home geht. Fühlt man sich zuhause, so geschieht das über das Teilen von Ideen und das spezifische Eintreten in einen Dialog. Für AnthropologInnen ist das Zuhause und das Fremde allgegenwärtig. Das Zuhause und das Fremde greifen ineinander. Man ist nie ganz zuhause und nie ganz fremd. Wo wird das Nahe fremd und wo wird das Fremde nah? Wo fängt das Zuhause an? Wo und wie verorte ich das kulturell Fremde innerhalb des geographischen und politischen Eigenen? (vgl. ebda.)

Greverus will das Eigene und das Fremde dekonstruieren, indem sie von einem „hybrid own“ spricht, welches sich an den Grenzen konstruiert und ständig mit sich selbst im Diskurs steht. Die Postmoderne macht die Aufteilung in das Eigene und das Fremde zum Paradigma. Damit geht auch das Paradigma der Differenz zwischen global denkenden und lokal denkenden AnthropologInnen einher (vgl. ebda.). Ina-Maria Greverus beschreibt es so: „The globalists sit at home with their eye on moving targets, the localists are on the road with their eye on lasting targets (Greverus 1999: 8).

Auch in der Fremde kann man sich zuhause fühlen. Hier kann man ebenso eine Anthropology at Home betreiben. Die Frage ist immer: Was teile ich mit den Untersuchten? Ist es die Weltanschauung oder sind es andere Konzepte? In der Anthropologie der späten 80er und 90er wurde versucht die dichotome Sichtweise zwischen dem Zuhause und dem Fernen zu überwinden (vgl. Todorova-Prigova 1999: 171-191; Strathern 1987: 17).

Ulf Hannerz stellt die Verbindung so her:

“As intellectual hybrids and mediators they (native anthropologists – I.T.) suggest to us that in this world ‘at home’ and ‘abroad’ may not be dichotomous categories, but rather ambiguous, on a continuum” (Hannerz 1998: 106).

Native Anthropologists werden oft als “halfies” bezeichnet, die Insider und Outsider zur selben Zeit sind und an der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden stehen. Das kann eine intellektuelle Barriere sein oder aber auch eine Brücke, die Verbindungen hervorbringt. Die Teilnahme an Ritualen zum Beispiel kann als Insider manchmal leichter sein. Nicht immer ist die Rolle des Außenseiters von Vorteil (vgl. Todorova-Prigova 1999: 171-191).

Ich persönlich fühlte mich bei den Interviews nicht als Insider. Das, was mich mit meinem Untersuchungsgegenstand verband, war allerhöchstens die geographisch-politische Nähe zum Untersuchungsfeld. Mit bäuerlicher Kultur hatte ich bislang in meinem Leben nur peripher zu tun. Meine Großmutter ist zwar Bäuerin, doch ich selbst bin in einer bürgerlichen Familie aufgewachsen.

Auf den ersten Blick erschien mir zwar der Untersuchungsgegenstand nicht so fremd. Bei näherem hinsehen aber dann doch. Ich bemerkte bei den Interviews trotz menschlicher Nähe eine Distanz. Vor allem in der Konversation machte sich diese dadurch bemerkbar, dass ich vorwiegend in der Schriftsprache gesprochen habe, während mein Gegenüber im Dialekt sprach. Ich bemerkte aber, wie ich oft selbst in den Dialekt verfiel, so als ob ich eine Gemeinsamkeit schaffen wollte, die mich den Interviewten näher bringen sollte.

2.1.3. Ethnographische Methoden

Ethnographische Methoden habe ich nur bedingt angewandt. Meine Arbeit beruht hauptsächlich auf ethnographischen Interviews und Gedächtnisprotokollen. Da ich nicht direkt im Feld war, habe ich keine Dokumentationen, Feldaufzeichnungen, Briefe, Skizzen, Zeichnungen angefertigt (vgl. Fischer 2008: 293-322). Ich habe mich bloß für die Zeit des Interviews im Feld aufgehalten.

„Ziel ethnographischer Interviews ist es deshalb, alltäglich Erfahrung und lokales Wissen bzw. kulturelle Gewissheiten aufzunehmen und sich zugleich dem Verständnis von Subjekten, kulturellen Deutungsmustern und Handlungspraktiken anzunähern“ (Schlehe 2008: 121).

Zur teilnehmenden Beobachtung wurde ich zwar eingeladen, doch ich konnte diese aus gesundheitlichen Gründen nicht wahrnehmen. Einzig und allein bei meinem Field Interview konnte ich zuschauen, wie das Unkraut rund um den Mohn händisch entfernt wurde: Eine sehr aufwändige Arbeit.

2.1.4. Methoden der Datenerhebung

Die Feldforschung ist, wie auch in meinen Fall, zielgerichtet, obwohl auch ich zuerst mit einer explorativen Phase begonnen habe. Ethnologen werden mit einem induktiven Vorgehen in Verbindung gesetzt. Der reine Induktivismus wird aber mittlerweile abgelehnt, beziehungsweise kann es ihn gar nicht geben. Es fließen schließlich immer theoretische Überlegungen und Vorentscheidungen mit in die Untersuchung ein (vgl. Beer 2008: 11ff.).

Am Anfang steht die Formulierung der Zielsetzung. Meine Zielsetzung war es den Produktionsprozess des Mohns zu erforschen. Diese Zielsetzung wurde in Form eines Frageleitfadens formuliert, den ich weiter unten noch vorstellen werde. Interviews schienen mir auch als die geeignetste Methode an den Untersuchungsgegenstand heranzugehen. Neben den Interviews habe ich auch nach Literatur gesucht. Hier wurde ich vor allem auf der Universität für Bodenkultur fündig.

Nach Schlehe (2008) gibt es wenig Literatur, die sich direkt mit den Formen ethnographischer Interviews auseinandersetzen, obwohl gerade diese Methode so zentral ist. Sie verweist darauf, dass EthnologInnen angewiesen sind, auf die Methoden der qualitativen empirischen Sozialforschung zurückzugreifen. Der Zugang verändert sich je nach Fragestellung, Situation und Forschungsfeld.

2.1.4. Themenzentrierte Interviews

Während Mayring (1996) von problemzentrierten Interviews spricht, zieht Schlehe (2008) den Begriff themenzentriertes Interview vor. Themenzentriert nennt sie es deshalb, weil das Interview auf ein bestimmtes Thema fokussiert. Auch meine Interviews waren themenzentriert. Die formale Ausgestaltung habe ich, bis auf einen Fall, ganz mir überlassen. Ich hielt mich ziemlich genau an meinen Leitfaden und führte immer sehr rasch zu meinen Fragen zurück, falls die Antworten zu sehr ausschweiften.

2.1.5. Problemzentrierte Interviews

Problemzentrierung kennzeichnet (...) zunächst den Ausgangsprunkt einer vom Forscher wahrgenommenen gesellschaftlichen Problemstellung“ (Witzel zit. n. Mayring 1996: 22).

Problemzentrierte Interviews sind in der Regel stärker strukturiert. Unter diesem Begriff werden alle halboffenen und halbstrukturierten Befragungen zusammengefasst. Das Gespräch ist zwar offen, doch der/die InterviewerIn kommt immer auf das Thema zurück.

Ich hab Anfangs immer in das Interview eingeführt und erklärt, um was es mir geht und was ich erforschen möchte und wie ich das machen will. Meine Interviews waren stark fokussiert.

Die Grundgedanken dieses Vorgehens sind nach Witzel:

Die Problemzentrierung: Diese meint, dass objektive Aspekte vom Forschenden bereits vor der Interviewphase erarbeitet werden. Das Wissen, das ich mir vorab angeeignet habe, hat die InterviewpartnerInnen besonders beeindruckt und bekundete das Interesse meinerseits.

Die Gegenstandsorientierung: Das Verfahren ist auf den spezifischen Gegenstand bezogen und fokussiert. In meinem Fall war der Gegenstand der Mohnanbau im Waldviertel beziehungsweise der damit einhergehende Produktionsablauf.

Die Prozessorientierung: Eine schrittweise Gewinnung und Prüfung von Daten, bei der einzelne Elemente herausgeschält werden. Diese Prozessorientierung findet sich vorwiegend in der Paraphrasierung der Interviews.

(Witzel 1982: 72)

Die Formulierung des Problems muss immer ganz am Anfang stehen. Erst daraus werden dann die zentralen Aspekte des Interviewleitfadens zusammengestellt. Am besten ist es, mit Sondierungsfragen zu beginnen. Diese sind meist allgemein gehalten und dienen einem überblicksmäßigen Einstieg in das Interview. Anschließend wird mit den Leitfragen weiter gearbeitet. Ich habe zwischendurch auch hin und wieder Ad-hoc-Fragen gestellt (vgl. Mayring 1996: 52).

2.1.6. Leitfadeninterviews

Das Leitfadeninterview ist besonders geeignet, wenn es darum geht eine Person nur einmal zu befragen. Hier spricht man dann nicht mehr von InformantInnen sondern von RespondentInnen (vgl. Schlehe 2008: 126f.). Mein Interviewleitfaden war schematisch aufgebaut, was es erleichterte die Interviews untereinander zu vergleichen. Ein großer Vorteil dieses Interviews ist es, dass man sich sehr gut auf das Interview vorbereiten kann. Man kann gut seine eigenen Kompetenzen ausspielen und damit Interesse bekunden. Meine InterviewpartnerInnen waren oft überrascht, wie gut ich teilweise schon über bestimmte Aspekte Bescheid wusste. Leitfadeninterviews sind an und für sich nicht dazu da stur abgearbeitet zu werden. Ich hingegen tat dies teilweise schon, da es bei meinen Fragen häufig um Fragen nach detaillierten Arbeitsabläufen ging und ich sehr viele Daten und Fakten generieren musste. Neben den Leitfragen behielt ich es mir aber vor auch immer wieder Ad-hoc-Fragen zu stellen.

Es wird zwar empfohlen den Interviewleitfaden nicht auszupacken, da sonst die Aufmerksamkeit auf die Liste gelenkt wird, der sich beide gewissermaßen verpflichtet fühlen (vgl. Schlehe 2008: 127), doch ich empfand dies durchaus als sinnvoll. Es war mir bewusst, dass ich gewisse Dinge strikt abfragen musste und die Fragen waren dabei wichtige Anhaltspunkte, die auch von den Interviewten selbst begrüßt wurden. Oft war es so, dass der Zettel mit den Fragen bei den Interviewten Interesse

bekundete. Nicht selten wurde ich darauf hingewiesen, was nicht alles auf meiner Liste fehlte. Das war mir eine große Hilfe.

2.1.7. Experteninterview

„Konzentriert man sich (...) auf einen Menschen, der als repräsentativ gelten soll, oder der über besonders tief gehendes Wissen zum Thema verfügt und dies auch zu vermitteln versteht, so wird diese Person als Schlüsselinformant oder –informantin bezeichnet“ (Schlehe 2008: 128).

Das Konzept der SchlüsselinformantInnen, welches in der Ethnologie lange Zeit sehr wichtig war, ist heute zum Teil überholt. Obwohl solche InformantInnen in der Geschichte der Kultur- und Sozialanthropologie unabdingbare Informationen lieferten, geht man heute davon aus, dass die Vorstellung eines Einzelnen über seine Kultur nicht zur Gänze für diese sprechen kann (vgl. Schlehe 2008: 128; Bernard 2002: 187).

ExpertInneninterviews werden durchgeführt, wenn es um bestimmte Kategorien oder Probleme geht, „oftmals eher in einem unmittelbar praktischen Sinn, etwa wenn es darum geht, bestimmte Handhabungen oder Arbeitsabläufe bzw. organisatorische oder institutionelle Zusammenhänge zu erklären“ (Schlehe 2008: 128f.).

Diese Art des Interviews erschien mir besonders geeignet um einen Einblick in den Produktionsprozess des Mohns zu erhalten. Mein Experteninterview führte mich zur Firma Waldland nach Oberwaltenreith. Diese Firma beteiligt sich am Vertrieb des Graumohns. BäuerInnen, die Mohn anbauen, liefern ihre Ware dort ab. Ich wurde bei Herrn Marchart vorstellig.

Die Interviewsituation war sehr konzentriert und es war das einzige Interview, bei dem nicht nach meinem Interviewleitfaden vorgegangen wurde, sondern der Ablauf von Herrn Marchart selbst bestimmt wurde, was ich als sehr erfrischend empfand. Herr Marchart hatte genaue Vorstellung, wie er mir das Thema des Mohnanbaus auch von einer wissenschaftlichen Sicht her näherbringen kann.

2.1.8. Field Interview

Das Field Interview ist eine aus der Ethnobotanik stammende Methode (vgl. Alexiades 1998). Dabei schreitet man durch mehrere Vegetationszonen und lässt sich von dem/der InformantIn zum Beispiel etwas zu Pflanzen und deren Nutzung erzählen (vgl. Grill 2008).

Diese Art des Interviews wurde mir von meiner Informantin (Elisabeth) persönlich zugetragen. Sie lud mich auf den Bauernmarkt in Gars am Kamp ein, sie doch auf dem Feld zu besuchen. Dort angelangt erzählte sie mir über den Mohn und zeigte mir gleichzeitig wie rund um die kleinen Sprösslinge das Unkraut zu entfernen ist. Frau Spitaler meinte selbst, dass ihr auf diese Weise beim Arbeiten mehr einfällt. Es war weniger ein Interview als vielmehr ein Gespräch und ich musste anschließend sofort und so rasch wie möglich ein Gedächtnisprotokoll niederschreiben, da das Diktiergerät seinen Dienst verweigerte.

2.1.8. Der Interviewleitfaden

Auf meinem Fragebogen gab es sowohl Fragen, die im Wortlaut genau wiedergegeben wurden, als auch stichwortartige Fragen. Das heißt, die Frage, die ich stellte, war auf meinem Schriftstück nur in einzelnen Stichworten vorhanden, aus denen ich Ad-hoc-Fragen formulierte. Sie waren somit lediglich zur Stütze da. Meine Fragen könnte man als halb offene, halb geschlossene Fragen bezeichnen. In gewissem Sinne war mein Interview standardisiert oder zumindest strukturiert. Habe ich nach dem Produktionsprozess gefragt, so hielt ich mich auch genau an den Ablauf, den er vorgibt. Die Fragen, die ich stellte, waren wie folgt:

- Seit wann bauen Sie Mohn an?
- Wie ist es dazu gekommen?
- Was für eine Anbauweise wenden Sie an?
- Arbeitsabläufe:
 - Aussaat... Wie? Woher kommen die Samen? Welche Sorten?
 - Anbaumethoden
 - Pflege
 - Düngung
 - Ernte
- Was spielt das Klima für eine Rolle? Welche Bodenbeschaffenheit?

- Welche Geräte werden verwendet?
- Mohnverarbeitung. Wie wird Mohn verarbeitet?
- Wer ist für welche Arbeiten zuständig? Wer für die Vermarktung? Wer für die Produktion?
- Verkauf, Vermarktung?
- Thema Sonderkulturen, Zertifikate, Kontrollen?
- Förderungen und Auflagen?
- Anbau früher und heute?

Trotz meiner guten Vorbereitung auf die Interviews, empfand ich die Fragen im Nachhinein als etwas unbeholfen und nur bedingt einem roten Faden folgend. Teilweise habe ich die Fragen vorschnell und übereifrig gestellt. Ich habe aber immer versucht bestätigende Bemerkungen zu machen, wie „aha“, „vestehe“, „mhm“, „ja“ usw. Auch versuchte ich auf meine Körpersprache zu achten. Mimik und Gestik, wie Augenkontakt und Kopfnicken können ein Gespräch erheblich beeinflussen (vgl. Schlehe 2008: 134).

2.2. Methoden der Datenauswertung

Nach Mayring sind hier drei Themenkreise der Materialaufbereitung wichtig. Die Wahl der Darstellungsmittel, die Protokollierungstechniken und die Konstruktion deskriptiver Systeme (vgl. Mayring 1996: 65).

Bis auf ein Interview, nahm ich alle mit einem Diktiergerät auf. Ich transkribierte alle von mir geführten Interviews vollständig. Meine InterviewpartnerInnen sprachen vorwiegend im Dialekt. Beim Transkribieren habe ich nicht die genaue Phonetik wiedergeben sondern ich habe die Interviews zum Teil bereinigt. Das heißt, ich habe sie in eine ostösterreichische Umgangssprache übersetzt, die an der Schnittstelle zwischen Dialekt und Schriftsprache steht. Die vielen „hm“, „nen“, „ähm“ usw. hab ich auch weggelassen. Diese kamen unglaublich häufig vor, wobei der Sinn des Satzes manchmal erheblich litt.

Bei meiner Datenauswertung habe ich einfach anhand meines Leitfadens Kategorien gebildet. Diese waren durch den Fragebogen ziemlich genau zu determinieren. Anschließend habe ich die Inhalte der Kategorien untereinander verglichen und aussagekräftige Textpassagen zitiert.

2.3. Methoden der Datenanalyse

Die Methode der Datenanalyse stellte mich vor ein Problem. Induktive oder deduktive Ansätze musste ich außen vorlassen. Meine Arbeit ist, wie schon weiter oben erwähnt, eher pragmatischer aufgebaut. Ich habe sie zum Einen ethnographisch kontextualisiert und zum Anderen auch versucht die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1996) anzuwenden.

Die einzelnen Aspekte wurden herausgearbeitet und mit den Interviews in Verbindung gebracht. Die Kategorisierungsdimension und das Abstraktionsniveau sollten bei der qualitativen Inhaltsanalyse auch vorab festgelegt werden. Durch den Interviewleitfaden waren zwar gewisse Kategorien vorgegeben, aber ich musste nach der Auswertung des Materials weiter induktiv Kategorien bilden.

3. Kontexte des Forschungsfeldes

3.1. Einführung in die Region Waldviertel

Das „Viertel ober dem Manhartsberg“, wie das Waldviertel auch genannt wird, liegt im nordwestlichen Niederösterreich. Das eigentliche Waldviertel umfasst die Bezirke Horn, Zwettel, Waidhofen an der Thaya und Gmünd. Klimatisch und topographisch unterschiedlich, aber dennoch zum Waldviertel gezählt, werden die Bezirke Krems, Teile von Melk und Hollabrunn.

Das Waldviertel gilt als dunkle, raue und eher unzugängliche Landschaft. Von den RömerInnen wurde das Waldviertel „Silva Nortica“ (Nordwald) genannt. Er war bis ins Mittelalter, außer am Rand, mit seiner klimatischen und topographischen Gunstlagen, nicht besiedelt. Im Mittelalter galt es den Nordwald zu bezwingen und ihn zu kolonialisieren und zivilisieren. Trotz dieser Kolonialisierung durch Siedlungsbau und Waldrodungen sind viele große zusammenhängende Waldgebiete unversehrt geblieben, wie unter anderem der Gföhler- oder Weinsberger Wald. Erst im 18. Jahrhundert wurden die „Waldhütten“, die mit nur kleinen Ackerflächen zur Selbstversorgung ausgestattet waren, zu lebensfähigen Bauerngütern mit Eigenbesitz (vgl. Wrbka 1994: 41).

Der Höhepunkt der menschlichen Besiedelung ist auf das 11. und 12. Jahrhundert zu datieren. In dieser Zeit entstanden die ersten Klöster und Burgen. Gleichzeitig kam es dadurch zur Rodung der Wälder zur Gewinnung von Acker- und Siedlungsfläche, die sich bis heute fast in gleicher Weise erhalten haben (vgl. Sachslehner & Schmalzer & Sackl 1994: 60).

3.1.1. Geologie und Landformen

In Verbindung mit dem Mohnanbau stehen auch naturräumliche Gegebenheiten. Das Waldviertel ist Teil des Böhmisches Massivs. Einst ein Faltengebirge wurde es im Laufe der Geschichte zur Mittelgebirgslandschaft abgetragen. Heute zeichnet sich das Waldviertel durch eine hügelig-wellige Hochfläche aus, die 1000 Meter nicht überschreitet. Das Waldviertel wird mit seinem geologisch verwandten Nachbarn, dem Mühlviertel, als österreichisches Granit- und Gneishochland bezeichnet. Während das westliche Waldviertel durchaus als Bergland bezeichnet werden kann, wird das östliche Waldviertel von Hochflächen bestimmt, die durch relative Gunstlagen ausgezeichnet sind. Verschiedene Verwitterungsblöcke beherrschen ebenso die Landschaft. Zu den Verwitterungsblöcken zählen zum Beispiel die Wackelsteine rund um Gmünd. Es gibt eine lange wirtschaftliche Tradition diese Land-

schaftselemente zu entfernen. Aus bäuerlicher Sicht ist das ein verständliches Anliegen, Landschafts-ökologisch ist das aber obsolet geworden (vgl. Wrbka 1994: 42f.).

3.1.3. Klima und Boden

Das Waldviertel zeichnet sich durch eine relative Klimaungunst aus. Der Höhenlage entsprechend könnte man das Klima als kühle Bergstufenvariante bezeichnen. Regenbringende Westwinde und kalte Nordwinde wehen ungeschützt in das Waldviertel. Um sich vor diesen Winden zu schützen siedelten die BäuerInnen in Mulden und Tälern. Das führte zur Überschwemmungsgefahr vor allem nach der Schneeschmelze im Frühjahr. Im österreichischen Durchschnitt weist das Waldviertel eine überdurchschnittliche Froststrenge und Extremwerte des jahreszeitlichen Witterungsverlaufs auf. Die genannten Bedingungen führen zum Ruf des rauen Klimas im Waldviertel. Generell kann man im Waldviertel von drei Klimaräumen ausgehen (vgl. Wrbka 1994: 43f.): „der randpannonisch geprägte Osten-, Südost- und Südteil, die atlantisch getönten Höhenzonen des West- und Nordwestteils und schließlich der Zentral- und Nordbereich mit dem charakteristischen subkontinentalen Hochflächenklima“ (Wrbka 1994: 44). Im östlichen Teil des Waldviertels findet man durchwegs ertragreiche Böden, die sich für hochproduktiven Ackerbau eignen (vgl. Wrbka 1994: 45).

Durch die großflächige Rodung des Waldes entstanden Ackerfluren als blockartige streifige Parzellen. Diese Gewinnstreifenfluren stammen aus der mittelalterlichen Dreifelderwirtschaft und sind auch heute noch zu sehen. Diese Kulturlandschaft zeichnet sich durch das Erbe des Mittelalters aus, in dem zahlreiche Ackerraine durch Lesesteine urbar gemacht wurden (vgl. Wrbka 1994: 51).

3.1.2. Das Waldviertel als ländlicher Raum

Aufgrund seiner hohen Agrarquote gilt das Waldviertel als ländlicher Raum. Schnell (2003) zählt einige Aspekte auf, die den ländlichen Raum charakterisieren und definieren.

Im Allgemeinen herrschen land- und forstwirtschaftlich genutzte Flächen vor, die Siedlungen sind meist klein. Der ländliche Raum zeichnet sich durch eine geringe Industriedichte aus und hat einen höheren Anteil vom im primären Sektor arbeitenden Menschen. Weiters sind ländliche Räume Standorte der Erzeugung von Nahrungsgütern und Rohstoffen, Flächenreserve für den Siedlungsbau und ökologische Ausgleichsräume. Als Abgrenzungskriterien vom städtischen Raum werden auch die Agrarquote, die Bevölkerungsdichte, der Freiflächenanteil und das Bruttoinlandsprodukt genannt. Im

Landschaftsbild herrschen naturnahe Elemente wie Ackerfluren, Wiesen, Weiden, Wälder und Gewässer vor. Das Ortsbild und die Sozialstruktur werden stark von der Land- und Forstwirtschaft geprägt. Die Bebauungsdichte ist im Vergleich zu den Städten geringer. Auch die Wirtschaftskraft hinkt der städtischen oft hinterher. Es besteht eine starke Abhängigkeit von Zentren. Das führt oftmals zu Strukturschwäche. Ländliche Räume müssen aber nicht per se als strukturschwach gelten. Sie sind häufig durch dezentrale Strukturen gekennzeichnet, wie zum Beispiel im Nahversorgungsbereich (vgl. Schnell 2003: 4-8).

Das Waldviertel ist trotz Bemühungen der Regionalpolitik ein strukturschwacher Raum, der vor der EU-Osterweiterung stark durch Gelder der europäischen Union unterstützt wurde. Es gibt nach wie vor Schwächen in der Infrastruktur, wie es vor allem das Bild des Straßennetzes zeigt. Das führt unter anderem zu massiver Abwanderung.

„Durch seine periphere Grenzlage und der ungünstigen Wirtschaftsstruktur hebt sich das Waldviertel als geographische und wirtschaftliche Einheit stark vom übrigen Niederösterreich ab und macht es zu einem Problemgebiet Österreichs. Als Ursache für die Rückständigkeit der Region sind sowohl geographische (das Fehlen großer Ballungsräume), topographische (natürliche Standortnachteile für Tourismus und Landwirtschaft) und polit-ökonomische Faktoren, sowie die jahrzehntelange Lage an der „toten Grenze“ zu nennen“ (Schnell 2003: 46).

Schon in der Monarchie war das Waldviertel eines der größten Abwanderungsgebiete. Vor allem jüngere Menschen im arbeitsfähigen Alter wanderten ab. Auch heute noch gehen größtenteils junge Leute in die Großstadt, vor allem nach Wien. Das Waldviertel lag allerdings nicht immer am Rand. Noch zur Zeit der Monarchie befand es sich mitten im Herrschaftsbereich der Habsburger (vgl. Schnell 2003: 54f.).

3.1.3. Die Agrargeschichte des Waldviertels im Mittelalter

Im 13. Jahrhundert war die Besiedelung des Waldviertels abgeschlossen. Die dadurch entstandenen Strukturen waren im weiteren Verlauf bestimmend. Um das 13. Jahrhundert dehnte sich die Bevölkerung rasch aus, was zu einer Erhöhung des Getreidepreises führte. Durch die Pestzüge in der Mitte des 14. Jahrhundert kehrte sich das Bild um und es erfolgte eine langfristige Agrarkrise, die bis ins 15. Jahrhundert andauerte. In Verbindung mit der Pest (1348/1350) traten auch schwierige Erntejahre auf. Es folgten Wüstungsprozesse, die länger andauerten als im restlichen Mitteleuropa (vgl. Cerman 2006: 2-8).

Die Agrarkrise des späten 14. Jahrhundert steht eng in Verbindung mit den Hussitenkriegen. Dadurch verlagerten sich Handelswege. Der südböhmische, südmährische und waldviertler Transithandel lief über Prag nach Nürnberg. Durch die kriegerischen Auseinandersetzungen entstand eine nördliche Handelsroute über Görlitz und Leipzig. Wirtschaftliche Folgen waren Produktionsunterbrechungen. (vgl. Cerman 2006: 17; 22).

Zu dieser Zeit war die landwirtschaftliche Produktion von einer Extensivierung betroffen. Die Grenzertragsböden für den Getreideanbau wurden aufgegeben und anstatt dessen als Beweidungsflächen genutzt. Die Bedeutung der Viehwirtschaft und Spezialisierung auf Fleisch- und Milchwirtschaft nahm zu. In Relation zu Futtermittel war Arbeit teurer. Deshalb wurden trotz erhöhtem Futtermittelbedarf Pferde gegenüber dem Ochsen bevorzugt. Damals wie auch heute reagierten die BäuerInnen auf agrarkonjunkturelle Schwächen mit dem Anbau von Sonderkulturen, wie etwa Safran oder Kümmel oder heute auch Mohn (vgl. Cerman 2006: 26f.).

3.1.4. Landwirtschaft im Waldviertel vom 16. bis 19. Jahrhundert

Der Höhepunkt der Wüstungsperiode dürfte zu Beginn des 16. Jahrhunderts anzusetzen sein. Die darauf folgenden Neulandgewinnungen zu dieser Zeit gehen wohl weniger auf einen Bevölkerungsdruck zurück. Vielmehr ging es um eine ökonomisch-fiskalische Nutzbarmachung von nicht besiedeltem Wald. Außerdem kam es um das 16. Jahrhundert zu einer raubbauartigen Holznutzung, die mit der Gründung von Einzelhöfen, den sogenannte Waldhütten, in Verbindung stand. Vor allem aus Bayern, Schwaben, Tirol, dem Erzstift Salzburg und der Pfalz kamen SiedlerInnen, die sich im frühen 17. Jahrhundert ihr Heim im Waldviertel einrichteten (vgl. Knittler 2006: 78f.).

3.1.6. Landwirtschaftliche Entwicklungstendenzen im 19. Jahrhundert

Die Landwirtschaft im Waldviertel ist im 18. Und 19. Jahrhundert als Subsistenzökonomie zu bezeichnen. Es wurde hauptsächlich für den Eigenbedarf gewirtschaftet. Die Warenproduktion hatte, bis auf den Wein aus der Wachau, keine überregionale Bedeutung. Darüber hinaus waren die BäuerInnen im Dienstleistungssektor verankert. Es gab eine Verbindung zwischen Landwirtschaft, Gewerbe und Dienstleistungen. Alfred Hoffman bezeichnet die BäuerInnen in Betrieben, die so einem Nebenerwerb nachgehen, als IndustriebäuerInnen. Zum Nebenerwerb zählten zum Beispiel Aufträge von Manufakturen für das Spinnen und Weben. Diese gewerbliche Lohnarbeit änderte aber nichts an den konkreten Tätigkeiten der BäuerInnen am Hof (vgl. Komlosy 2006: 292f.).

Durch den Druck zu Effektivierung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die NebenerwerbsbäuerInnen zu VollerwerbsbäuerInnen. Die agrarische Spezialisierung ist mit dem Ende der napoleonischen Kriege anzusetzen. Es kam dadurch zu einem Übergang von der Dreifelderwirtschaft zu Fruchtfolgewirtschaft und zur Einführung der Stallviehhaltung. Diese Entwicklungen betrafen vor allem die BäuerInnen in den östlichen Gunstlagen und im südlichen Waldviertel. Im oberen beziehungsweise im höheren Waldviertel kamen die Modernisierungsprozesse nicht an. Hier fand man nach wie vor SubsistenzbäuerInnen. Die landwirtschaftlichen Neuerungen und die Agrarmodernisierung waren dorthin nicht vorgedrungen. Ein Wechsel von Robot und Naturalabgaben hin zu Geldabgaben ist auch im 19. Jahrhundert nicht zu beobachten gewesen. Für eine Modernisierung stand kein Kapital zur Verfügung. Es gab keine Überschüsse und eine mangelnde Konkurrenzfähigkeit (vgl. Komlosy 2006: 295-301).

In den 1870er Jahren kam es mit der Weltwirtschaftskrise zu einer fabrikmäßigen Umgestaltung der gewerblichen Produktion. Das übte erheblichen Druck auf die gewerbliche Heimarbeit der BäuerInnen aus, womit die bargeldlose gemischt-wirtschaftliche Grundlage in Gefahr war. Der Rückgang der Nebenerwerbseinnahmen führte dazu, dass die BäuerInnen Kredite aufnehmen mussten. Diese wurden nicht für Investitionen verwendet sondern eher für die Deckung laufender Kosten. Der Ausweg bestand oft darin, dass der Kontakt mit dem Markt auf ein Minimum beschränkt wurde. Das führte zur Marginalisierung der BäuerInnenwirtschaften (vgl. Komlosy 2006: 301ff.).

3.1.7. Entwicklung der waldviertler Landwirtschaft im 20. Jahrhundert

Das Waldviertel zählt heute mit seiner hohen Abwanderungsrate und dem niedrigen Einkommensniveau nach wie vor zu den Problemgebieten Österreichs. Die Grenze am Eisernen Vorhang führte zwar zu einer Verschärfung der Unterentwicklung, sie ist aber keineswegs die Ursache. Das Fehlen von Infrastruktur führt bis heute zur Desintegration in eine überregionale Arbeitsteilung. Dem Waldviertel mangelt es an größeren Zentren. Krems, als Ausnahme, liegt am Rande des Waldviertels, wird eher zur Wachau gezählt und gilt nicht als „waldviertlerisch“ (vgl. Eigner 2006: 341f.).

Im 20. Jahrhundert war der bestimmende Erwerbszweig weiterhin die Landwirtschaft. Mit der Intensivierung des Acker- und Futterbaus folgte auch gleichzeitig die Verlagerung auf die Tierzucht. In Weinbaugebieten wurden vor allem Ziegen und Hühner gehalten, während in anderen Gebieten im höheren Waldviertel Ochsen und Kühe sowie Schafe vorherrschend waren. Die Landwirtschaft des Waldviertels war nach wie vor subsistenzorientiert. Frauen und Kinder bestellten die vielen kleinen

Bauernwirtschaften. Die Männer arbeiteten als Maurer und Zimmerleute in Wien oder als Tagelöhner (vgl. Eigner 2006: 358f.).

Nach dem ersten Weltkrieg gab es einen höheren Inlandsbedarf an landwirtschaftlichen Produkten. Die Bauern konnten aber wegen der geringen Produktivität und Marktorientierung kaum davon profitieren. Als Antwort darauf wurden landwirtschaftliche Genossenschaften gegründet, die Maßnahmen zur Steigerung der Marktproduktion erarbeiteten. Auch der Bildungsbereich wurde intensiviert durch Austauschprogramme und durch die Gründung von landwirtschaftlichen Landeslehranstalten wie in Edelfhof und die Weinbauschule Krems (vgl. Eigner 2006: 360f.). In Edelfhof wurden schließlich auch die Waldviertler Graumohnsorten Edel-Rot und Edel-Weiß herangezüchtet.

Nach dem zweiten Weltkrieg konnte das Waldviertel nicht vom Marshall-Plan die erhoffte Hilfe in Anspruch nehmen. Vielmehr verfiel es in eine doppelte Randlage an der Grenze zum Westen und an der Grenze zum Ostblock. Nach dem Krieg waren Klein- und Kleinstbetriebe vorherrschend. Viele waren vom Nebenerwerb oder der Nachbarschaftshilfe abhängig und in den der Forst- und Landwirtschaft nahen Gewerben tätig (Getreidemühle, Sägewerke, Fleischergewerbe). Was der Landwirtschaft fehlte, war der Handel mit den Ballungsräumen. Zwischen 1953 und 1961 kam es zu einer expansiven Intensivierung. Durch den sinkenden Personalaufwand konnte mehr investiert werden und gleichzeitig der Ertrag gesteigert werden. Zugleich bleibt aber die Landwirtschaft von starken Bevölkerungsrückgängen in den 1950er (bis zu 40%) nicht verschont (vgl. Eigner 2006: 367f.; 375f.).

In den 1960er und 1970er Jahren überschritten die Produktionskosten weiterhin den österreichischen Durchschnitt, während das Einkommen deutlich unter dem österreichischen Durchschnitt lag. Viele suchten daher außerhalb der Landwirtschaft Tätigkeiten und/oder gaben die Landwirtschaft wegen der schlechten Aussichten auf. Der Trend zum Nebenerwerb verstärkte sich rapide. Dadurch wurde die Nahversorgung zum Problem (vgl. Eigner 2006: 381f.).

In den 1980er Jahren hinkten viele waldviertler BäuerInnen einer einsetzenden Betriebsmodernisierung hinterher. Seit den 1990ern aber kommt es durch den Beitritt zur EU zur Teilnahme an vielen Förderungsprogrammen. Eine wahre Planungsflut setzte ein, nicht zuletzt auch von Seiten der BäuerInnen und deren Initiativen. Man begann sich allmählich auf die Suche nach Alternativen zu machen. Ein wichtiger Schritt war auf jeden Fall der Umstieg von der Preisstützung auf die produktionsunabhängigen Direktförderung. Durch die Förderungen kam es zu einer Reduktion der Agrargüter bei gleichzeitiger Steigerung von Qualität und Wertschöpfung. Der überwiegende Teil der BäuerInnen verfolgte den Plan zur Extensivierung unter dem Motto einer „Ökosozialen Landwirtschaft“ (vgl. Eigner 2006: 400).

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert hat man sich darauf beschränkt agrarische Rohstoffe zur Weiterverarbeitung zu erzeugen. Dieser Einseitigkeit versucht man immer mehr entgegenzusteuern. Vor allem der biologische Landbau und der damit in Verbindung stehende Anbau von Sonderkulturen und Tierhaltungsalternativen weisen in diese entgegengesetzte Richtung. Durch Veredelung der Produkte vor Ort und der Direktvermarktung versucht man große Nahrungsmittelkonzerne zu umgehen. Ebenso versucht man bäuerliche Tourismusangebote mit dem Angebot der Kulturlandschaftspflege in Verbindung zu setzen. Dieser Umstrukturierungsprozess wurde vor allem durch die Landwirtschaftsschule Edelfhof in Gang gesetzt. Sie förderte das Experimentieren mit Sonderkulturen wie Mohn und Flachs, die eine lange Geschichte im Waldviertel haben (vgl. Eigner 2006: 401).

Eigner geht dennoch davon aus, dass

„Das Waldviertel (...) seine Charakteristik als periphere Problemregion in absehbarer Zeit wohl nicht abschütteln können [wird]. Seine wohl größte (...) Chance [liegt] in der überregionalen Arbeitsteilung in den Ausgleichsfunktionen, die es als reizvoll, naturbelassene Landschaft im Einzugsbereich des Großraumes Wien zu bieten hat. Das Waldviertel ist ohne Landwirtschaft nicht denkbar – ob das lokale Gewerbe, der Tourismus und die Freizeitwirtschaft Zukunft in dieser Region haben, wird letztlich davon abhängen, ob und in welcher Form sie sich mit der Landwirtschaft verbinden können“ (Eigner 2006: 415).

3.2. Landwirtschaft im Kontext materieller Kultur

Materielle Kultur als Teilbereich der Kultur- und Sozialanthropologie steht in Verbindung mit einer landwirtschaftlichen Produktion, die wiederum von ihren Produktionsmitteln bestimmt ist. Die Produktionsmittel werden nicht nur gebraucht, es wird ihnen auch eine Bedeutung zugeschrieben. Es stellt sich also die Frage, welche Relevanz materielle Kultur für die landwirtschaftliche Produktion hat?

Das erste Mal wurde der Terminus *materielle Kultur* 1871 von Tylor verwendet. Dieser Terminus wurde als Begriff für die materiellen Aspekte einer Kultur von der Anthropologie weitgehend akzeptiert. Tylor selbst gab keine spezifische Definition für den Begriff. Reynolds zum Beispiel greift die Definition von Quimby und Harrison auf:

„Material Culture consists of tools, weapons, utensils, machines, ornaments, art, buildings, monuments, written records, religious images, clothing and any other ponderable objects produced or used by humans“ (Quimby and Harrison zit. n. Reynolds 1987: 155).

Hahn definiert materielle Kultur als:

*„die Summe aller Gegenstände (...), die in einer Gesellschaft genutzt werden oder bedeutungsvoll sind. Zur materiellen Kultur gehören alle berührbaren und sichtbaren Dinge, die den Menschen umgeben, wobei der Umgang mit diesen Dingen eine hervorgehobene Rolle spielt“
(Hahn 2005: 18f.).*

Auf die Landwirtschaft bezogen wären also materielle Objekte vor allem Hilfsmittel technischer Er rungenschaft. Sie sind als Artefakte zu nennen. Erweitert man aber die Bedeutung materieller Kultur, so kann man nach Feest auch von Naturfakten sprechen. Das sind in der Natur vorkommende Dinge (vgl. Hahn 2005: 19). Dant definiert *materiell* als das, was wir sehen, berühren und riechen können, aber nicht menschlich oder tierisch ist. Dinglich sind also in der Landwirtschaft auch der Boden, Äcker, Erde, Wiesen und darüber hinaus, die durch die Produktionsmittel entstehenden Agrarprodukte. Diese Erweiterung der Bedeutung materieller Kultur ist essenziell für diese Arbeit, da diese dinglichen Elemente mit Bedeutung aufgeladen sind und so zum Verständnis materieller Kultur im Kontext der Landwirtschaft beitragen. Der Gebrauch eines Gegenstandes bedeutet auf Grund eines bestimmten Kontextes die Vermittlung einer Botschaft. So ist die Bearbeitung des Bodens eng verknüpft mit der Einstellung zur Landwirtschaft. Je nach Bearbeitung des Bodens wird dem Konsumenten und der Konsumentin etwas über das Produkt vermittelt. Für die KonsumentIn macht der Unterschied in der Anbauweise (biologisch oder konventionell) nicht nur preislich einen Unterschied sondern vor allem auch ideologisch in seiner Bedeutung.

Dant definiert nicht nur die durch den Menschen aus Materialien gemachten Dinge als materiell. Er gesteht auch ein, dass diese Einschränkung problematisch ist. Denn natürliche Objekte, die auch da sind, wenn der Mensch nicht da ist, können mit Bedeutung aufgeladen sein. An und für sich ist die landwirtschaftliche Arbeit per se ein Eingriff in die Natur durch den Menschen und dadurch auch materiell. Durch den Eingriff in die Natur in Form von Eggen, Pflügen und Sähen können Äcker, Böden und Wiesen sogar als Artefakte bezeichnet werden. Sie sind daher gar nicht auf eine Erweiterung der materiellen Dinglichkeit angewiesen, bei der man auch Naturfakte zur materiellen Kultur zählt.

Materielle Kultur in der Anthropologie hat eine lange Geschichte Objekte und Dinge im sozialen Kontext zu untersuchen. Welche Rolle spielen diese in der sozialen Interaktion, wie werden sie rezipiert, adaptiert und welcher Stellenwert wird ihnen zugeschrieben? Dinge sind eingebunden in soziale Interaktionen und reflektieren sozialen Status. Sie verbinden Individuen untereinander und reflektieren Lebensstile. Sie haben aber auch eine physische Präsenz (vgl. Dant 1999: 1f.).

In einem späteren Werk hebt Dant (2005) hervor, dass die Materialität in einer Gesellschaft überwiegend auf Individualität aufbaut. Er hebt die gelebte Interaktion mit den Dingen hervor, eine völlig neue Herangehensweise. Die Fragen, die sich daraus stellen sind: Welche Beziehung gehen der Bauer und die Bäuerin mit seiner oder ihrer materiellen Umwelt ein?

In der materiellen Interaktion gibt es jene, die Artefakte herstellen und jene, die sie verwenden. Das Hausbauen zum Beispiel bildet eine Ausnahme, da an einem Haus gleichzeitig mehrere Menschen eine Verbindung mit dem Objekt eingehen können. Ähnlich vollzieht sich das auch bei manchen landwirtschaftlichen Arbeiten. Der heutige Bauer oder die heutige Bäuerin stehen mit ihrer natürlichen Umwelt oft allein in Interaktion. Werden aber gewisse Produkte händisch geerntet, wie das bei MohnbäuerInnen auch heute noch der Fall ist, so bildet das eine Ausnahme, da dies oft in Gemeinschaft geschieht. Bei vielen MohnbäuerInnen wird auch heute noch die händische Ernte bevorzugt, nur wenn die Zeit knapp wird, wird vom Maschinenring ein Spezialmähdrescher verwendet. Andreas, der ausschließlich vom Mohnanbau lebt und konventionell arbeitet, greift oft auf Studentinnen und Studenten der Universität für Bodenkultur zurück, die im Sommer aushelfen. Aber auf jeden Fall hilft die Familie fleißig mit. Materielle Kräfte erzeugen oder festigen somit soziale Beziehungen.

Nimmt man die Mohnkapsel, den Mohn als Objekt für sich selbst, so ist die Interaktion mit diesem Objekt, wie zum Beispiel Berührung, Anfertigung, Schauen, Reden, Verwenden und Aufbewahrung, von Bedeutung. Das sind alles ganz wichtige Meilensteine im produktionstechnischen Ablauf in der Landwirtschaft und gleichzeitig der materiellen Kultur immanent. Diese materiellen Interaktionen stehen im Gegensatz zur traditionellen Herangehensweise der Anthropologie, die materielle Kultur als Zeichen, Symbole oder als Mittel von Repräsentation sehen. In bäuerlichen Betrieben spielt aber viel mehr die direkte Interaktion mit Dingen eine große Rolle. Dabei treten Einstellungen zu Tage, die im Kapitel „Bedeutungen im Rahmen der Landwirtschaft“ erörtert werden.

3.2.1. Der materielle Dualismus

Materielle Kultur kann im Rahmen einer bäuerlichen Landwirtschaft naturwissenschaftlich und kulturwissenschaftlich untersucht werden. In seinem Beitrag zur materiellen Kultur unterscheidet Prown (1998) zwischen „harten“ systematischen WissenschaftlerInnen, die diachron und behavioristisch arbeiten und vorwiegend an Technologie interessiert sind. Sie arbeiten meist deduktiv. Im Unterschied dazu gibt es die „weichen“ HumanwissenschaftlerInnen, die sich hauptsächlich mit Ästhetik und kulturellen Vorstellungen beschäftigen, die vom Erzeugenden oder Hantierenden eingeführt wurden. Sie machen es sich zur Aufgabe die zugrunde liegenden Muster, Strukturen und Ausdrucks-

weisen zu untersuchen. Bevorzugt wird hier eher eine induktive Arbeitsweise. Es gibt generell eine Teilung in WissenschaftlerInnen, die sich mit dem Materiellen beschäftigen und jene, die sich vorwiegend mit Kultur beschäftigen. Dadurch entsteht der Eindruck, dass sich das Materielle und das Kulturelle widersprechen.

Während man die Interaktion mit Maschinen und Grund und Boden technologisch erörtern könnte, kann es durchaus angebracht sein zum Beispiel die Veredelungsprodukte des Mohns kulturwissenschaftlich zu erforschen. Es gibt Produkte mit langer Tradition, die eine Geschichte haben und auch im Brauchtum eingebettet sind.

3.2.2. Technologische Prozesse in der Landwirtschaft

Technologie wird oft als eigene Richtung innerhalb des Diskurses um materielle Kultur behandelt. Hier soll aber explizit auf technologische Aspekte eingegangen werden, da diese Arbeit einen Schwerpunkt darauf legt, wie technologische Prozesse in Verbindung mit ihrer natürlichen Umwelt von statten gehen. Diese Betrachtungsweise von Technologie steht der Kulturökologie nahe, die auch eine eigenständige Richtung innerhalb der Ethnologie bildet (vgl. Haller 2005: 135).

Produktionstechnische Prozesse in der Landwirtschaft sind in erster Linie technologische Prozesse. Im Rahmen des Mohnanbaus sind die Anwendung und der Besitz von Wissen, Geräten und der Zugang zu Ressourcen, wie Boden, Wasser von herausragender Wichtigkeit. Das Wissen über technologische Aspekte des Mohnanbaus ist bei den von mir interviewten Personen eher jüngerem Datums. Es gibt Interessensgruppen, wo sich die BäuerInnen treffen und austauschen. Das Wissen wird aber oft über AgrarwissenschaftlerInnen eingeholt, denen man gleichzeitig eher reserviert gegenübertritt.

Die Bedeutung von Wissen wird in diesem Teilgebiet der materiellen Kultur besonders hervorgehoben. Nicht das Objekt steht im Mittelpunkt der landwirtschaftlichen Technik, sondern seine Handhabung, Erzeugung, Bedienung, Pflege, Reinigung und Wartung. Der Einsatz von Maschinen steht also in Verbindung mit spezifischen technischen Wissensinhalten. Im Allgemeinen umfasst der Umgang mit Technik einen breiten Handlungskomplex, der die Schnittstelle zwischen Mensch und Technik während der gesamten Betriebsphase betrifft (vgl. Hermeking 2001: 14).

Hermeking versteht unter Technik „technische Gegenstände oder Artefakte (...) und darunter hauptsächlich jene, die als Güter des Anlagen- und Maschinenbaus gelten“ (vgl. Hermeking 2001: 11). Sie dienen vor allem produktiven und gewerblichen Zwecken. Technik wird bei Hermeking als werkzeugartiger, instrumenteller Gegenstand zur Problemlösung und Daseinsbewältigung abgegrenzt. Im bäu-

erlichen Kontext wird das umso klarer, da die Technik und die landwirtschaftliche Produktion manifester oder viel handgreiflicher sind als in anderen Teilbereichen der Gesellschaft. Die Verbindung zwischen BäuerInnen und Gerätschaften wie auch zu Produkten kann als symbiotischer bezeichnet werden als jene Verbindung von ArbeiterInnen zu ihren Maschinen in ihren Fabriken. Das liegt wohl daran, dass der Bauer und die Bäuerin in viel unmittelbarer Form abhängig von ihren technischen Aufwendungen sind.

Technik, die der Bauer und die Bäuerin anwenden, ist nicht nur Mittel zur Schaffung, sondern auch Bestandteil seiner und ihrer Kultur. Nach Hermeking ist Technik eine universelle Kategorie. Er geht davon aus, dass der Mensch als Kulturwesen prinzipiell auch Technikwesen ist. Daraus folgt, dass der Mensch fast überall auf der Erde lebensfähig ist. Das heißt, dass ein Wechsel der Lebensräume grundsätzlich einen Kulturwandel zur Folge hat und damit auch in Abhängigkeit zu einem Wandel der Technik steht. Diese Annahme steht sowohl dem Kulturmaterialismus, der nicht mit materieller Kultur gleichzusetzen ist, wie auch der Kulturökologie nahe. Das Leben des Bauern und der Bäuerin ist somit nicht nur den „Gezeiten“ des Mohnanbaus unterworfen, sondern der Mohn gibt auch selbst vor, was die BäuerInnen zu tun haben.

Allzu oft werden technische Errungenschaften kulturpessimistisch interpretiert. Das heißt der Mensch ist der Technik unterlegen und nicht deren aktive NutzerIn. Um eine Balance zwischen Technik und Mensch herzustellen, beschreibt Mumford, ein Sozialwissenschaftler, drei zielführende Punkte: Das Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur, der Ausgleich des Bevölkerungswachstums und allem voran das Gleichgewicht zwischen Industrie und Agrarwirtschaft. Er spricht sich gegen eine spezialisierte Landwirtschaft aus und für eine ausgleichende Mischung aus landwirtschaftlicher Produktion in Verbindung mit lokalen Produkten, die auf lokalen Märkten verkauft werden. Er hofft auf eine Lokalisierung, sowohl der Industrie als auch der Agrarlandschaft (vgl. Dant 2005: 33-37).

4. Mohn – eine regionale Besonderheit

4.1. Eine Pflanze mit einer traditionsreichen Geschichte

Der Mohnanbau hat im Waldviertel lange Tradition. Im westlichen Waldviertel breitete sich der Mohn zu Beginn des 12. Jahrhunderts aus. 1138 gründete Hadmar I. von Künring das Stift Zwettl. Die KünringerInnen bemühten sich um die Kolonialisierung des Waldviertels und beauftragten die SiedlerInnen zur Rodung des Waldes. Durch die Gründung des Stiftes wird davon ausgegangen, dass der Anbau von Mohn auf die Mönche zurückgeht. Diese haben den Mohn in ihren Klostergärten herangezogen und vor allem das daraus gewonnene Öl für ihre Lichter benutzt. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert wird der Zwettler Graumohn zum ersten Mal in einem Zehentbuch erwähnt. In zahlreichen Lehensverträgen und Steuerbüchern aus der Zwettler Gegend sind Mohnanbau und Mohnenernte zu dieser Zeit belegt (vgl. Rudle 1998: 42-50).

Die Agrarstatistik Österreich-Ungarns aus dem Jahr 1912 gibt eine Anbaufläche von 1200 Hektar an. Damals sprach man vom Mohnürtel, der neben dem Mühlviertel und dem Waldviertel auch Böhmen und Mähren mit einschloss. Heute kommt der Mohn als Billigimportware vor allem aus der Tschechischen Republik, wo fast ausschließlich Blaumohn angebaut wird (vgl. Rudle 1998: 24-40). Nach dem Ende der Donaumonarchie ging die Produktion drastisch zurück und fristete in Form des Bifangbaus sein Dasein. Andreas erzählt, wie seine Oma und Uroma am Rand eines Feldes Mohn anbauten. Bifang ist ein kleines Beet hinter dem Haus oder der Teil, der beim Bearbeiten des Feldes übrig bleibt. Hier wurde für den Eigenbedarf angebaut. Das war dann für das Weihnachtsessen, den Mohnstrudel oder für die Mohnnudeln gedacht.

Elisabeth beschreibt die Wiedereinführung des Mohnanbaus, der im Sinne des weiter unten erörterten Begriffs als Retraditionalisierung interpretiert werden kann. Der meint eine in der Vergangenheit bestehende Tradition wieder zu erwecken. Auf die Frage hin, ob Elisabeth vor der Entscheidung Mohn anzubauen, irgendeinen Bezug zum Mohn hatte, erzählt sie Folgendes:

„Nein, das war einfach das Naheliegendste und es ist ja Mohn früher auch da angebaut worden. Meine Eltern oder wie die Oma gesagt hat: Den Mohn hat jedes Haus gehabt und ich weiß auch von der Mama, wie sie erzählt hat, dass d’sagst Mohn war die erste Einnahme, weil Mohn zeitlich reif geworden ist und den habens dann greitert und den habens dann verkauft und das war eine Einnahmequelle. Der Mohn ist dann bald verkauft worden und drum wa,r und jeder hat seinen Mohn selber gehabt, bei den Rüben dabei oder bei den Erdäpfel da-

bei draußen am Feld und so war das für uns, dass'd sagst... und dann ist er auch eine schöne Pflanze von der Landschaft her und für eine Landschaft prägend.“ (Elisabeth)

4.1.2. Die Wiederentdeckung der Mohnpflanze

Noch in den 1960er und 1970er Jahren hatte der Mohn einen schlechten Ruf. Vor allem die Frauen, die meist für die händische Ernte des Mohns verantwortlich waren, wollten nichts mehr davon wissen. In den 1980er Jahren kam es dann langsam wieder zu einer Einführung des Mohnanbaus. Dabei wurde die Mohnpflanze, die eine lange Geschichte hat, quasi retraditionalisiert. Die Tradition des Mohnanbaus und die Kultivierung der Pflanze wurden wieder „erfunden“.

Im Wesentlichen beinhaltet der Begriff Tradition zwei Aspekte. Zum einen die Handlung des Tradierens und zum anderen den Inhalt des Tradierten. Tradition ist abhängig vom Prozess der Weitergabe und von menschlichen Handlungsweisen. Ein weiterer Aspekt, der mit Tradition eng zusammenhängt, ist die Vergangenheit (vgl. Kuhn 2008: 26).

„[Traditions are] defined as sets of beliefs held or espoused over some generations having in common certain themes of interpretation, certain conceptions, certain assessments“ (Shils 1988: 263).

Es gibt unterschiedliche Schulen, die die Entstehung einer Tradition erklären. Traditionen können spontan entstehen, oder sie können als geplante Kreationen betrachtet werden und als Produkt der Interaktion zwischen verschiedenen Interessensgruppen (vgl. Kuhn 2008: 27). In Anlehnung an Hobsbawm (1995) schreibt Kuhn:

„Der Terminus „Invented Tradition“ bezieht sich auf ein Set von Praktiken, welche für Menschen die vermeintliche Verbindung zur Vergangenheit schaffen, in der Gegenwart kreiert sind, und regelmäßig wiederholt werden“ (Kuhn 2008: 27).

In dieser ethnographischen Darstellung ist die Retraditionalisierung des Mohnanbaus, wie oben angeführt, das Produkt der Interaktion zwischen verschiedenen Interessensgruppen. Herausragend war dabei Dipl. Ing. Adolf Kastner, der über den von ihm gegründeten Verein für Sonderkulturen, die BäuerInnen wieder zu ermutigen versuchte, Alternativkulturen anzubauen. Er war damals der Direktor der landwirtschaftlichen Fachschule Edelhof. Sein Interesse galt der Propagierung von Sonderkulturen.

Andreas beschreibt die Interessenslage der damaligen Zeit:

„Ich bin in die Fachschule Edelhof gegangen und da haben wir einen sehr innovativen Direktor gehabt, das war der Direktor Kastner, ja und den würd ich auch sagen, das war einfach der Vater des Mohns, ja der einfach gesagt hat, wir brauchen andere Sonderkulturen wieder im Waldviertel. Den nemma her tan ma oafoch den Mohn auf frische Füße stellen, das heißt die ganze Kulturführung und alles und ich war da Schüler drinnand und habe gesagt wir fangen auch an und so hat sich des einfach entwickelt.“ (Andreas)

Durch diesen Akt wurde eine Tradition wieder aufgegriffen. In weiterer Folge geschah das auch mit den traditionellen Produktveredelungen. Lange Tradition haben die Herstellung von Mohnzelten, Mohnstrudel und Mohnnudeln.

Ebenso wurde eine neue Tracht unter den BewohnerInnen des Mohndorfes Armschlag eingeführt. Das Mohndirndl ist ein rotes Kleid mit grüner Schürze. Dazu passend für die Herren gibt es einen Kalmuck-Janker, der grün, braun und schwarz kariert ist. Der Kalmuck-Janker wurde in historischer Zeit in der Wachau von den Flößern an der Donau getragen und später von den Winzern übernommen und ist eigentlich als „Kulturgut“ der Wachau zu sehen.

Shils (1988) sieht in einem Produkt (hier der Waldviertler Graumohn) selbst keine Tradition. Nichts ist quasi aus sich selbst heraus eine Tradition. Erst durch das Weitergeben von Wissen kann es zur Tradition werden. Demnach wird das Handwerk der industriellen Produktion (industrielle Landwirtschaft) gegenüber gestellt. Das Handwerk ist in den Augen vieler Menschen eng mit Tradition verbunden, weil es in der Vergangenheit zu verorten und vom Aussterben bedroht ist. Man könnte die biologisch arbeitende KleinbäuerIn auch als HandwerkerIn sehen, da man auch ihr die industrielle Landwirtschaft gegenüberstellen kann. Elisabeth, eine Biobäuerin, arbeitet zum Beispiel beim Unkrautjäten händisch mit einer kurzen Hacke, die durchaus als Handwerkszeug bezeichnet werden kann.

Tradierung ist, wie schon weiter oben erwähnt, ganz eng mit Vergangenheit, also Geschichte verbunden. Durch die Wiedereinführung des Mohns beginnen sich die MohnbäuerInnen auch über die Geschichte zu präsentieren. Sie inszenieren sich dadurch selbst. Andreas zum Beispiel unterhält ein kleines Mohnmuseum in seinem Haus, das BesucherInnen offen steht. Die DorfbewohnerInnen von Armschlag inszenieren ihre Mohntradition durch Mohnärten, Mohnbilder, Mohnwanderwege und durch das ortseigene Mohnwirthaus, das traditionelle Speisen zubereitet und von weither BesucherInnen anlockt. Dadurch wird die Vergangenheit in die Gegenwart geholt und Tradition gelebt und

reproduziert. Jede Generation kann sich durch die Einführung von Traditionen in ihre Gesellschaft erneuern. Dadurch wird paradoxerweise das neue Alte geschaffen.

„Waldviertler Graumohn hat eben im Waldviertel Tradition, den gibt's scho seidm 13. Jahrhundert. Des woar scho immer de Surten (Sorte) und der hat si einfach bei uns wieder durchgesetzt, a anfoch durch die Qualität.“ (Stephanie)

Nach Shils (1988) kann Tradition starken Veränderungen unterliegen und trotzdem von den RezipientInnen als kontinuierlich betrachtet werden. Und in der Tat ist es so, dass die MohnbäuerInnen sich in der Tradition des Mohnanbaus früherer Zeit sehen und ihn dabei völlig neu interpretieren und inszenieren, zum Beispiel durch Festtage, die dem Mohn gewidmet sind. Auf diese wird dann weiter unten noch mehrfach eingegangen.

Shils bemerkt, dass die RezipientInnen von Traditionen selten adäquate „Richter“ über sich selbst sind. Er spricht ihnen damit ihre Selbstbestimmung ab, was aus Sicht der Kultur- und Sozialanthropologie sehr kritisch zu betrachten ist. Weiters geht er davon aus, dass RezipientInnen einer Tradition gesellschaftlich geformt sind. Das sieht man auch an den BewohnerInnen des Dorfes Armschlag. Edith erzählt über die Dorfgemeinschaft:

„Ja da gibt's so Mohndorfsitzungen, wo alle eingeladen sind und wo ma halt versucht was voranzutreiben. Aber man versucht natürlich auch viele im Dorf einzubinden. Man hat da den Kern der Mohnbauern, der ist eh bestrebt, dass Mohn ein Thema ist, aber es gibt auch einige, die sind total gärtnerisch veranlagt. Die haben da geholfen beim Mohngarten und der Mohnpflege. Andere backen, rasenmähen, verkaufen, bunt gemischt. Viele versuchen sich einzubringen, nicht alle das wäre eine Illusion.“ (Edith)

Daran sieht man, dass durch den Mohn materielle Kräfte soziale Beziehungen hervorbringen, sie prägen und gestalten. Durch diese Treffen wird die Tradition des Mohnanbaus ständig neu artikuliert und ist somit Veränderungen unterworfen, die in der Vergangenheit ihren Ursprung haben. Nach Shils kann man das Mitglied einer Gruppe oder einer Gesellschaft gar nicht von ihrer Vergangenheit trennen.

4.1.3. Brauchtum

Brauchtum ist eng verbunden mit Tradition. Nach J. Dünninger ist Brauchtum:

„gemeinschaftliches Handeln, das durch Tradition gewahrt, von der Sitte gefordert, in Formen vorgeprägt, mit Formen gesteigert ist und das ein Inneres sinnbildlich ausdrückt und funktionell an Ort und Zeit gebunden ist“ (zit. n. Wulz 1990: 43).

Vor allem in der bäuerlichen Kultur steht das Brauchtum mit der sozialen Interaktion zwischen Individuen in Verbindung. Die Frage ist: Wie kann das Brauchtum zum Verständnis materieller Kräfte und sozialer Beziehungen beitragen?

Die Nähe zum Materiellen ist durch die Wortherkunft des Begriffes Brauchtum gegeben. Das Brauchen steht immer in Verbindung mit dem Gebrauch von Etwas. Es ist durch Handlung und Inhalt bestimmt. Früher waren Bräuche in nahe beieinander lebenden Gesellschaften zu finden. Heute werden Bräuche zunehmend von der medialen Welt neu geschaffen. Diese haben aber eine viel kürzere Lebensdauer und stellen es dem Individuum zum Teil frei, ob es daran teilnehmen will oder nicht. In den bäuerlichen Gesellschaften war das Brauchtum vielfach mit Zwang und der Einengung der Kreativität verbunden. Auf der anderen Seite beinhalten Bräuche aber auch Verlässlichkeit und Regelmäßigkeit (vgl. Haid 1995: 9). Eine Gemeinschaft praktiziert Bräuche um Zusammenhalt aufrecht zu erhalten. Dabei ist Brauchtum nach Benedikt (1990) ein wortloses Symbolsystem (vgl. Benedikt 1990: 29).

Das Wort Brauchtum wirkt im modernen Sprachgebrauch eher altertümlich. Haid schreibt, dass „Brauchtum Ausdruck des Einspruchs gegen die Moderne ist“. Mit der industriellen Revolution änderte sich die landwirtschaftlich geprägte Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts zu einer städtisch-industriellen modernen Gesellschaft. Viele kollektive Bräuche und Traditionen verloren ihre Bedeutung. Aus kulturpessimistischer Sicht spricht man diesbezüglich von Traditionsverlust. Gertrud Benedikt (1990) geht davon aus, dass Bräuche nicht mehr notwendig zum Überleben sind. Ein Auto zum Beispiel fährt auch ohne Autoweihe. Das ist zwar jedem bewusst, aber nur eine vereinfachte, zu kurz gegriffene Darstellung. Mohn wird zum Beispiel mit einer nur für den Mohn geeigneten Mohnmühle (Mohnquetsche) gemahlen (gequetscht). „Das hat lange Tradition und anders schmeckt der Mohn auch nicht“, so Edith. Neue Errungenschaften, wie die automatische Kaffeemühle erzielen geschmacklich nicht dasselbe Ergebnis. Das Mohnmahlen als Handlung hat fast schon einen rituellen Anstrich, wenn die MohnbäuerInnen davon reden. Mohn ist eben nicht gleich Mohn.

Nach Haid ist Brauchtum die Übereinkunft von Natur, Kultur und Mensch. Das wird vor allem beim Mohnanbau deutlich, der Gegenstand bäuerlichen Lebens in Verbindung mit der Natur ist. Kultur wäre dann das Handeln mit Bedeutungen zwischen Mensch und Natur.

Die MohnbäuerInnen wissen zwar, dass es früher viele Bräuche gegeben hat, die in Verbindung zum Mohn standen, können aber wenig darüber berichten. Bruchstückhaft erzählt Edith, dass es Brauchtum war, Mohn zu Neujahr zu essen, weil das Glück und Geldsegen versprechen sollte. Aus diesem Glauben heraus soll in Tirol, Slowenien und Ungarn zu Ostern auch Mohngebäck gegessen worden sein. Die Informationen darüber stammen aus einem Buch, das sie einmal gelesen hat. Was sie aber ganz bestimmt weiß ist, dass es zu Ostern einen Mohnstrudel gibt. Weiters berichtet sie, dass man den Hühnern Mohn streute, damit sie viele Eier legen.

Der Mohn steht eng in Verbindung mit einem Vermehrungs- und Fruchtbarkeitsgedanken, der aus der Antike stammt. Die Göttin Demeter stand als Patronin des Mohns für Fruchtbarkeit. Angeknüpft wurde damit an die extrem reichen Samenerträge einer einzigen Mohnkapsel (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 18ff.).

Traditionell wird Mohn zum Festtag der heiligen Gertrud am 17. März ausgesät. Auf keinen Fall soll er nach dem Karfreitag gesät werden. Am 17. März, dem Tag des Mohns, versammeln sich die DorfbewohnerInnen aus Armschlag in der Pfarrkirche in Sallingberg um gemeinsam um eine gute Ernte zu bitten, auch in der Hoffnung, dass der Mohn von Hagel und starkem Regen verschont werde. Danach gibt es ein „rituelles“ Mohnnudelessen im ortseigenen Mohnwirthaus.

Die ArmschlägerInnen haben mittlerweile eine Reihe neuer Traditionen eingeführt. Durch die Ubiquität des Mohns entstand eine Art Jahreskreis der neben dem Mohntag auch den Mohnblütensonntag, den Mohnkartensonntag, den Mohnstrudelwandertag und den Mohnkirtag einschließt. An diesen mittlerweile traditionellen Mohnfeiertagen kommen auch viele BesucherInnen, die mit Volksmusik und Volkstanz aus dem Waldviertel unterhalten werden. Durch all diese Beispiele wird deutlich, dass materielle Kräfte, die ihren Ausgangspunkt in der Produktion von Mohn haben, mit sozialen Beziehungen korrelieren.

4.1.4. Folklorismus

Der Übergang zwischen Brauchtum und Folklorismus ist fließend. Folklorismus wird in erster Linie, wie das auch in Armschlag der Fall ist, durch den Fremdenverkehr gefördert. Näheres dazu ist im

Kapitel „Tourismus“ zu lesen. Hier sei nur kurz auf die Definition des Folklorismus von dem bayrischen Volkskundler Hans Moser verwiesen, der darunter zweierlei Aspekte versteht.

„Einerseits bezieht sich der Folklorismus auf das wachsende Interesse am ‘Volkstümlichen’ und an allen seinen Reservaten, in denen das Leben noch Ursprünglichkeit zu haben scheint und andererseits meinen wir damit besonders die Praxis, dieses Interesse am Volkstümlichen zu befriedigen, zu stärken, gegebenenfalls erst zu wecken, indem man ‘Volkstum’, zumeist in einem Extrakt des folkloristisch Attraktiven vermittelt“ (Moser zit. n. Ebner 1990: 70).

Dieser Bedeutung nach meint Folklorismus die Vermittlung und Vorführung von Volkskultur aus zweiter Hand. Das wäre zum Beispiel das Zurschaustellen von Brauchtum für den Tourismus, wie das in Armschlag der Fall ist, wo das ganze Dorf zum Museum des Mohns und seinen um ihn entworfenen Handlungen wird.

5. Bedeutungen im Rahmen der Landwirtschaft

5.1. Motivationen – Der Weg zum Mohnbauern

Wie schon im Kapitel „Tradition“ erwähnt, propagierte Ing. Adolf Kastner den Anbau von Sonderkulturen. Er fuhr von Ort zu Ort, von BäuerIn zu BäuerIn um die Menschen zu überzeugen auf alte Kultursorten umzusteigen. Das motivierte die BäuerInnen. Zwei der fünf untersuchten Betriebe waren MitbegründerInnen des Sonderkulturenvereins, der heute circa 750 BäuerInnen umfasst. Erste Anbauversuche auf landwirtschaftlichen Betrieben sind um die 1980er herum zu datieren. Damals machte man ein gutes Geschäft mit den Mohnkapseln, die für FloristInnen und FriedhofgärtnerInnen gebraucht wurden.

Die landwirtschaftlichen Ackerflächen sind im Vergleich zum Tullner- oder Marchfeld recht klein. Im Allgemeinen ist die waldviertler Landwirtschaft klein strukturiert.

„Als Sonderkulturen werden kleine Anbauflächen bezeichnet, auf denen besonders wertvolle Rohprodukte wachsen, wie etwa Ölpflanzen, Heilpflanzen oder Gewürzpflanzen.“ „Nahezu ein Viertel aller genutzten Flächen im Waldviertel sind nicht größer als 500 m², alle anderen maximal ein Hektar groß“ (Rudle 1998: 36).

Die Landwirtschaft lag im Waldviertel nach dem zweiten Weltkrieg ziemlich darnieder und Mohn konnte durch eine Diversifizierung des Anbaus ein gutes Nebeneinkommen generieren. Alle fünf untersuchten Betriebe bauen Mohn neben anderen landwirtschaftlichen Produkten an. Zwei davon im Nebenerwerb. Die Motivation für den Mohnanbau beinhaltet immer ein Abwiegen, Planen und Bewerten der gegenwärtigen Situation, was hier weiterführend dargestellt wird.

Im Mohndorf Armschlag wurde vor 20 Jahren erstmals Mohn angebaut. Damals gab es zwei PionierInnen, die sich in der Kultivierung von Mohn versuchten. Nachdem die restlichen BäuerInnen sahen, dass da ein gutes Nebeneinkommen generiert werden konnte, begann sich das auf alle BäuerInnen des Dorfes auszudehnen. Der Mohnwirt Johann Neuwiesinger, der sein Gasthaus im Zeichen des Mohns führt, ermutigte die BewohnerInnen des Dorfes ein Themendorf zu gründen. Daraufhin taufte man das Dorf in Mohndorf um. In diesem Dorf hat sich schließlich ein reger Betrieb mit Ausrichtung auf den Mohn entwickelt, der im Kapitel „Vermarktung“ näher erörtert wird. Der Mohnanbau war im Mohndorf Armschlag eine kollektive Entscheidung. Es gab aber auch individuelle Entscheidungen einzelner BäuerInnen in den Mohnanbau einzusteigen.

Bei Elisabeth steht der Einstieg in die Landwirtschaft eng in Verbindung mit dem Mohnanbau, der bei ihr heute biologisch ausgerichtet ist. Alles begann mit Überlegungen in Richtung einer konventionellen Landwirtschaft. Bevor Elisabeth und ihre Familie in den Vollerwerb einstiegen, war sie Buchhalterin, hatte aber nebenbei eine Landwirtschaft geerbt. Es war ein Mischbetrieb mit Hühnern, Kühen, Schweinen. Damals gab es den Entschluss alles relativ einfach zu halten. So war die Vorstellung. Sie wollten technisch investieren, den Stall umbauen und mit einem Vollspaltenboden versehen. Eine Stiermast sollte mit Güllebewirtschaftung und mit dem Anbau von Kukuruz verbunden werden, der die Grundlage für die Silage bildet und verfüttert werden sollte. Elisabeth erzählt, dass im Frühjahr Ende April, Anfang Mai der Kukuruz angebaut wird. Dann wird er gespritzt und im Herbst nimmt man sich eine Woche frei zum Einsilieren. Über ein Förderband sollte dann das Futter den Rindern gereicht werden. Das wäre alles möglich technisch zu programmieren.

„Wir dachten, wir tun technisch sehr investieren und dann haben wir geglaubt, es rennt alles per Maschine und per Knopfdruck und Computer. So war die Vorstellung.“ (Elisabeth)

Diesen Ausbau hat Elisabeths Familie aber nicht gemacht. Ihr Mann, der ein genauer Beobachter ist, so Elisabeth, bemerkte, dass der Anbau von Mais dem Boden auf Dauer nicht gut tut und ihn zu viel auslaugt.

Stephanie, eine Mohnbäuerin aus Armschlag erzählte auch, dass der Kukuruz im Waldviertel aufgrund der kurzen Vegetationszeit entweder nicht reif wird oder so klein bleibt, dass er keinen Ertrag bringt. Der Mohn hingegen hat eine relativ kurze Vegetationszeit. Er wird als Erstes reif und durch ihn kann auch als Erstes Geld eingenommen werden. Das war schließlich für Elisabeth ein Motiv den Mohn anzubauen und auch der Grund dafür, dass sie auf biologischen Landbau umstieg.

„Drum ist mir der Mohn heute noch irgendwie ans Herz gewachsen, weil das der Ursprung vom Biobauern war und eben da haben wir gemerkt, ja den Mohn haben wir angebaut, dass man ihn nicht spritzen tut und da haben wir wirklich gemerkt, dass sich der Boden gut erholt.“ (Elisabeth)

Die Motivation war hier also Nachhaltigkeit, die durch gewisse Handlungsstrategien erreicht wurde. Motivationen können recht vielschichtig sein. Die Handlungen sind hier zielgerichtet und verbunden mit Lernbereitschaft, Engagement und Erfolgszuversicht. Der Weg, auf dem diese Motivation erfüllt werden soll, hilft der Selbstverwirklichung und dem Austausch zwischen sich selbst und dem, was man erreichen will.

Elisabeth erzählt:

„Dann haben wir überlegt, was können wir machen und dann ist das gerade die Zeit gewesen, wo der Verein für Sonderkulturen im Waldviertel gegründet worden ist. Da waren wir Mitbegründer. Das hat uns gefallen. Damals war der Kastner, der Direktor am Edelhof, der das auch sehr propagiert hat und der überall gefahren ist in die Ortschaften und nachdem wies im Waldviertel, wo wir noch eine ganz kleine Struktur haben im Waldviertel von den Bauern her..., das heißt wir können mit großen Flächen, wies es im Marchfeld oder Tullnerfeld haben nicht mithalten, müssen ganz andre Strategie fahren. Der (Adolf Kastner) hat gemeint, dass wir eben wieder Sonderkulturen im Waldviertel anbauen und von da ist eigentlich unser erstes Produkt Mohn gewesen.“ (Elisabeth)

Mit Bezug zum obigen Zitat wird deutlich, dass es eine klare Umstellungsmotivation gab. Generell sind diese aber vielschichtiger. Jurtschitsch beschreibt nach einer Studie von Krammer und Scheer einige Motive. Davon lassen sich auch bei Elisabeth welche finden. Nachlassende Tiergesundheit, Rückgang der Bodenfruchtbarkeit, Einsparung von Betriebsmitteln, bessere Absatzchancen, sinkende Nahrungsmittelqualität. In den 1980er Jahren wurden dann die Argumente detaillierter formuliert. Die Gefahr der Grundwasserbelastung mit Dünge- und Spritzmittelrückständen. Erhaltung und Wiederbelebung der Arten- und Sortenvielfalt, selbstständige Saatguterzeugung Landschaftsschutz und natürliches „Gesundshrumpfen“ der Überproduktion (vgl. Jurtschitsch 1990: 63f.).

Um diesen Entwicklungen gegenzusteuern kann es zu einem Wissensaustausch kommen. Allerdings waren die BiobäuerInnen vor allem in den Anfängen meist, was ihre Wissensaneignung betrifft, auf sich alleine gestellt. Elisabeth erzählt, dass es vom biologisch-dynamischen Bioverband Demeter Tagungen gibt, an denen Vorträge gehalten werden und an denen sich die BäuerInnen austauschen können. In den letzten Jahren hat sich das Bild der Nachhaltigkeit von motivierten BäuerInnen dahin geändert, dass der biologische Anbau konkret als Alternative gilt. Inzwischen gibt es von ministerieller und universitärer Stelle Beratungen. In jedem Bundesland ist es mittlerweile möglich bei den BäuerInnenkammern Auskunft über den biologischen Landbau zu bekommen (vgl. Jurtschitsch 1990: 64f.).

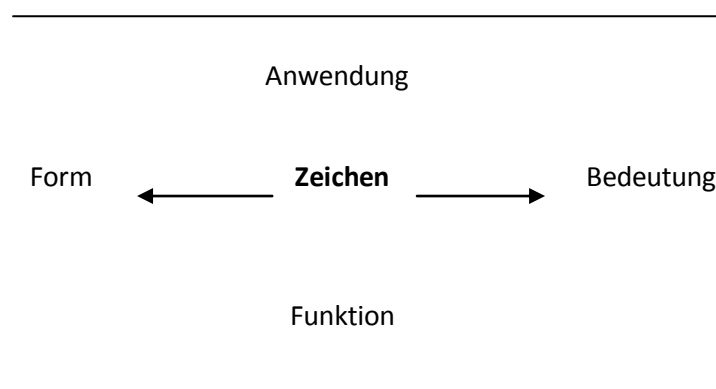
5.2. Wahrnehmungen

Die Wahrnehmung von Dingen aus der Sicht der materiellen Kultur mag mit dem Bezug zur landwirtschaftlichen Produktion etwas ungewohnt sein, da in der Landwirtschaft vor allem die gelebte Interaktion mit den Dingen im Vordergrund steht. Dennoch: Sinneseindrücke bestimmen unser Leben und

sind zentral für Bedeutungszuschreibungen und damit für unsere Wahrnehmung. Geruch, Sauberkeit, Empfinden beim Anfassen sind einige Sinneseindrücke, die die BäuerIn einsetzt um ihre Umwelt zu lesen. Gerüche jedweder Art verfolgen einem, geht man durch den Bauernhof. Sauberkeit ist ebenso wichtig im Produktionsprozess wie das Anfassen bei der Veredlung der Agrarprodukte. Bei der Inspektion der Erde wird diese von der BäuerIn sinnlich durch Fühlen erfasst und durch die Wahrnehmung werden Bindungen hergestellt. Elisabeth sprach mehrfach von der Bodenbeobachtung durch sie und ihren Mann. Sie deutete auf die Lebendigkeit des Bodens hin, die durch die Bodenlebewesen bestimmt ist.

Mohn kann als Objekt nur dann verstanden werden, wenn man ihn in Beziehung zu anderen dinglichen Mittlern sieht. Diese Mittler sind zum Beispiel Maschinen oder die Bodenbeschaffenheit. Durch das Berühren von landwirtschaftlichen Maschinen erkennt die BäuerIn Druck, Form, Vibration und andere fühlende Ausformungen. Ralph Linton hat in seiner Auseinandersetzung mit dem Funktionalismus eine Terminologie vorgeschlagen, die in adaptierter Form auch bei der Ethnologie Anklang findet. Er unterscheidet vier Qualitäten, die seiner Meinung nach in allen kulturellen Manifestationen zu finden sind: Form, Bedeutung, Anwendung und Funktion. Diese Bereiche dürfen nicht als Oppositionspaare gelesen werden sondern als in sich verschränkte beobachtbare Phänomene (vgl. Feest 2000: 149f.).

„**Form** ist dabei die der Wahrnehmung zugängliche Gestalt von kulturell konstituierten Dingen und Handlungen, **Bedeutung** ist der solchen Formen kulturspezifischen zugeschriebene Sinn; **Anwendung** ist wiederum der unmittelbar beobachtbare Gebrauch von Formen, während **Funktion** sich auf die der Anwendung unterliegenden Befriedigung von Bedürfnissen bezieht“ (Feest 2000: 150).



Quelle: Ralph Linton nach Feest 2000: 150

Die Zeichen wären in der landwirtschaftlichen Produktion zum Beispiel die Erde, die landwirtschaftliche Maschine, der Mohn selbst. Diese materiellen Mittler geben vor, wie sie verwendet werden, welche Bedeutung ihnen zugeschrieben wird und welche Funktion und Form sie haben. All diesen Aspekten geht die Wahrnehmung voraus, die schließlich in das Handeln übergeht. Mohn bestimmt die Umwelt des Menschen und sein Handeln. Fragen, die sich daraus ergeben sind: Wo und wie baue ich den Mohn an? Wie verkaufe und vermarkte ich ihn? Wie veredle ich ihn? usw.

Moritz beschreibt seine Maschinen so, als wären sie Menschen. Er hegt und pflegt sie und hört an ihren Geräuschen, wie es ihnen geht. Er meint, dass es nur Nuancen sind, die ihn entscheiden lassen, ob er die landwirtschaftliche Maschine ausführt oder nicht. „Jede Maschin hot ihrn Rhythmus, da muaß ma schwer aufpassen, damit do jo nix pfsucht“. Der Klang der Maschine bestimmt sein Handeln, er hat also eine Bedeutung. Das Handeln wird dann schließlich durch die Funktion, die Form, die Bedeutung und die Anwendung der Maschine eingeleitet.

5.3. Die Bedeutung der Landschaft lesen

Welche kulturellen Ausprägungen hat die Landschaft im Kontext des Waldviertler Graumohns?

Ausgangspunkt dieses Kapitels ist die Feststellung aller InterviewpartnerInnen, dass ihnen das Landschaftsbild des Mohns während der Blüte besonders gut gefällt. Vielfach wurde der ästhetische Wert genannt. Der Mohn ist nicht nur eine Anbaupflanze wie jede andere sondern ein „schöner Fleck“ in der Landschaft, so Andreas.

„...ja, wenn das ein Feld ist und das blüht, das schaut so schön aus und ahh da hat man gleich gemerkt, aha das ist der touristische Bereich, liegt da schon auf der Hand“ (Andreas)

Das blühende Feld wirkt auf viele erfreuend und beruhigend. Das Feld ist durch seinen Anblick auch Kraftspender. Durch diese Beschreibungen wird ein Konsens generiert und eine mythische Landschaft geschaffen. Aufgrund des Wirkens des Mohnfeldes auf die BetrachterInnen entsteht ein integriertes Gefüge von Wechselwirkungen zwischen dem Mohn und dem Menschen. Die Natur wird somit Medium der Kommunikation.

Im 21. Jahrhundert ist das Medium der Kommunikation das Internet. Das Dorf Armschlag betreibt eine Internetseite, auf der man die Wachstumsphasen über eine Videocam live miterleben kann um potentielle BesucherInnen anzulocken um durch ihre Perzeption Teil der Landschaft zu werden. Ohne

den Wahrnehmenden existiert nämlich eine Landschaft nicht. Bedeutungen und das Erfassen der blühenden Mohnfelder sind, abhängig vom Individuum, mannigfaltig. Stellt sich nur die Frage, ob Perzeptionen auch kulturell und sozial geprägt sind? Diese Frage ist schwierig zu beantworten, da durch die Retraditionalisierung des Mohnanbaus kulturelle Ausprägungen erst neu entstehen.

Kulturell meint hier, das vom Menschen Geschaffene. Dies trifft insofern zu, in dem man das Mohnfeld als Teil einer Kulturlandschaft ansehen kann, die vom Menschen geschaffen wurde. Der Kulturbegriff, als das vom Menschen Geschaffene, kann hier zweifach ausgelegt werden. Kulturell in Form einer Kulturlandschaft und kulturell in Form von gesellschaftlichen kulturell geprägten Wahrnehmungen der Landschaft. Hirsch (1995) versteht die Landschaft als kulturellen Prozess und kulturelles Abbild.

„There is not one absolute landscape, here, but a series of related, if contradictory, moments, perspectives which cohere in what can be recognized as a singular form: landscape as a cultural process“ (Hirsch 1995: 23).

Das Wort Landschaft stammt ursprünglich nicht aus der Beobachtung der natürlichen Umwelt, die sowohl Kulturlandschaft als auch Naturlandschaft sein kann. Es entstand im späten 16. Jahrhundert und war ein technischer Begriff, der von MahlerInnen der damaligen Zeit verwendet wurde. Das holländische Wort *landschap* war namensgebend. Die Perzeption einer Landschaft ging vom Bild aus. Die Landschaft war nicht für sich eine Erscheinung sondern wurde mit dem Bezug zu einem Bild, als Landschaft wahrgenommen. Das heißt: Der Begriff Landschaft war nicht für eine natürliche Umgebung eingeführt worden sondern für eine vom Bild eingefangene Szenerie (vgl. Hirsch 1995).

Schließlich hat jede Betrachtung und Wahrnehmung einer Landschaft ästhetischen Charakter. Landschaften können schön oder hässlich sein. Für die Interviewten ist die Mohnblüte jedes Jahr aufs Neue schön zu betrachten. Das ist nicht selbstverständlich, da Faktoren wie Wissen oder Vertraulichkeit abstumpfend wirken können.

Die BesucherInnen des Mohnhofes in Haid oder des Mohndorfes Armschlag nehmen es sich heraus die natürliche Schönheit aufzusaugen und sich geistig zu erfrischen. Von ihnen verbinden viele, nach Gesprächen im Mohnmuseum, die Mohnfelder mit Naturlandschaften. Es gibt eine Unterscheidung zwischen Kulturlandschaften, die vom Menschen geschaffen werden, und Naturlandschaften, die ohne Eingriffe des Menschen existieren. Diese Unterscheidung wird von den BesucherInnen nicht gemacht. In Amerika zum Beispiel, wo es die naturlandschaftlichen Nationalparks in Unterscheidung zu Kulturlandschaften gibt, gilt diese Differenzierung aber klarer als in Europa, wo man beide Landschaftstypen als Synonym verwendet (vgl. Bell 1999).

BesucherInnen verbinden die Betrachtung der blühenden Mohnfelder mit den Wörtern gesund und ökologisch. Diese Perzeption, so ist es anzunehmen, ist schon preinduziert in den Köpfen und lenkt somit das wahrgenommene Landschaftsbild. Das durch die Landwirtschaft geprägte Landschaftsbild soll die Schönheit des Betrachteten immer wieder reproduzieren. Das beruht auf der Bearbeitung der Felder.

Die Visualisierung der Mohnlandschaft ist durchaus inszeniert. Den Waldviertler Graumohn gibt es rotblühend oder weißblühend. Dadurch kann die BäuerIn gestalterisch und einem Design nach den Mohn aussähen, meist in rot-weiß-roten Bahnen. Erntet man die Samen und sät sie wieder aus, so nennt man das einen Nachbau. Der Mohn versucht dann wieder in seine Ursprungsfarbe zurückzukommen und blüht dann lila. Durch das Visualisieren partizipiert die BesucherIn mit der Landschaft, ebenso die BäuerIn, die durch ihren Beruf auf technologische Weise mit der Landschaft interagiert. Die Perzeptionen dürften sich bei der BäuerIn anders gestalten als bei den betrachtenden BesucherInnen. Die BäuerIn nimmt nicht nur das Bild wahr sondern auch die Struktur des Bodens, Unkräuter, Schädlinge ua. Die BäuerIn, die auch als LandwirtIn bezeichnet werden kann, wirtschaftet mit dem Land im Gegensatz zur TouristIn, die die Landschaft eher konsumiert.

Deshalb stellt sich die Frage inwiefern sich die TouristIn und die BäuerIn in ihrer Wahrnehmung unterscheiden? Dieser Gesichtspunkt wäre eine eigene Diplomarbeit wert. Auf jeden Fall ist der soziale Background von einer TouristIn womöglich anders als der von einer BäuerIn. Die BäuerIn erfährt ihre direktere Interaktion anders als die BesucherIn. Man könnte in diese Richtung führend von Insidern und Outsidern sprechen (vgl. Hirsch: 13-16).

Auch auf andere Weise greifen die BewohnerInnen des Dorfes Armschlag in die Landschaft ein. Sie kreieren sie. Im Mohngarten, der errichtet wurde, stehen fast das ganze Jahr über Mohnpflanzen im Blühen um das Auge der BetrachterIn zu erfreuen. Dafür wurden verschiedenen Zierpflanzen ausgesetzt, die unterschiedliche Blütestadien aufweisen können. Das zeigt deutlich einen Weg der Repräsentation. Auch der Mohnstrudelwandertag und die Schautafeln entlang eines Weges in Armschlag zeigen wie Landschaft genutzt wird, um sich die „Botschaft“ des Mohns zu Nutze zu machen und sich zu repräsentieren.

5.4. Handlungsstrategien als Prozess der Identitätsbildung

Eingehend sei gleich die klassische Definition von Erikson, die in der Kultur- und Sozialanthropologie großen Einfluss hat, niedergeschrieben. Unter Identität versteht er:

„die unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und die damit verbundene Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (Erikson zit. n. Haller 2005: 93).

In dieser Arbeit wird aber davon ausgegangen, dass die Identität durch Handlungen bestimmt ist, die zu Wahrnehmungen von außen führen und von Einstellung nach innen geprägt sind. Das soll auf das Eigene und das Fremde als Konzept in der Kultur- und Sozialanthropologie anspielen. Handlungen sind hier definiert als Handlungs- und Lebensstrategien im bäuerlichen Kontext.

„Handeln ist nach Max Webers (1864-1920) viel zitierter Definition ein menschliches Verhalten, d. h. ein äußeres oder innerliches Tun, Dulden oder Unterlassen, dem der Handelnde selbst einen (subjektiven) Sinn gibt. Als soziales H. gilt es dann, wenn es dem gemeinten Sinn nach auf das [...] Verhalten [...] anderer [...] bezogen und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (Guckenbiehl zit. n. Larcher 2009: 31)

Durch ihre Arbeit auf den BäuerInnenhöfen tragen die LandwirtInnen über die Anbaumethode Einstellungen nach außen, die zum Beispiel beim Verkauf bei den KonsumentInnen Wirkung zeigen. Die KonsumentIn trifft aufgrund der Anbauweise ihre Entscheidung ein Produkt zu kaufen oder nicht. Die Anbaumethoden sind von Zuschreibungen sowohl durch die BäuerIn als auch durch die KonsumentIn geprägt. Auch das BäuerIn-Sein ist sehr stark von ideologischen Vorstellungen abhängig. So spricht Elisabeth davon, was eine BäuerIn ausmacht und worin sie sich von AgrarwissenschaftlerInnen unterscheidet. Sie stellt damit einen starken Bezug zu ihrer inneren Einstellung her, indem sie über ihren Beruf philosophiert:

„Drum es ist von der Art zum Arbeiten biologisch ganz was anderes als konventionell. Kann man überhaupt nicht vergleichen. Konventionell ist ganz eine eigene Wirtschaftsweise und biologischer Landbau auch. Drum ganz wichtig, dass Landwirtschaft ein Land mit Land wirtschaften ist und das andre ist Bauer-Sein. Drum hab ich eh gesagt: Landwirtschaft kann ich studieren aber Bauer muss man sein. Mir sand Bauern und das heißt, ich will anbaun und will von dem Ertrag, was ich angebaut habe, leben können. Das ist so das Ziel und die Absicht und für das arbeite ich, kämpf ich und leb ich.“ (Elisabeth)

Im deutschen Sprachraum wird an und für sich kein theoretischer Unterschied zwischen BäuerIn und LandwirtIn gemacht. Im Englischen zeigt sich ein Unterschied zwischen *farmer* und *peasant* (vgl.

Obojes 2007: 53). Der Begriff *Peasant* wird in der Kultur- und Sozialanthropologie bevorzugt, bezeichnet aber eher einen aus dem Mittelalter stammende BäuerIn (vgl. <http://en.wikipedia.org/wiki/Peasant>), die Abgaben an ihren Gutsherrn leisten musste. In der Regel ist, in der Kultur- und Sozialanthropologie, mit *Peasant* eine BäuerIn gemeint, deren Betrieb auf Subsistenzwirtschaft beruht. *Farmer* hingegen bezeichnet die „moderne“ BäuerIn, die Produkte für den Markt erzeugt. Wichtig für das Verständnis ist hier, dass das eine Eigendefinition und Eigenbeschreibung ist, die nicht nur persönlich ist sondern in weiterer Folge auch das Handeln beschreibt und bestimmt.

„Genau deswegen mach ich biologischen Landbau und bin eine Bäuerin und der Boden ist uns geben worden und des steht in der Bibel. Ich bin ein gläubiger Mensch und des steht in der Bibel schon eben. Wir dürfen eh alles benutzen und alles haben und jetzt ist es schon so weit, dass damit dem nicht mehr auskommen und jetzt brauchen wir schon noch was weiß ich und wissen eh nicht mehr, was wir anfangen damit. Dann kommt eh so viel Schmarrn heraus, dass dann keiner mehr weiß, wann er wirklich genug hat.“ (Elisabeth)

Elisabeth beschreibt damit ihre Lebenseinstellung, die ihr Handeln prägt und dadurch ihre Identität mitbestimmt. Es zeigen sich hier Werthaltungen gegenüber natürlichen Ressourcen und dem sozialen Umfeld. Elisabeth erzählte nämlich über ihren Bibelkreis, den sie regelmäßig besucht, denn der Glaube an Gott ist für sie ganz wichtig. „Den brauch i, der is ganz wichtig für mi“. Das soziale Umfeld von Elisabeth beschränkt sich nicht nur auf ihren Bibelkreis und auf ihre Familie, sondern auch ihre Dorfgemeinschaft und ihre landwirtschaftlichen Kooperativen, in denen sie sich einbringt. All das sind identitätsstiftende Faktoren, die durch ihre Teilnahme daran hervorgebracht werden.

Da der Terminus *soziales Umfeld* in der Regel im Plural gedacht wird, kann man von kollektiven Identitäten von Gruppen sprechen. Eine davon wäre die Familie, auf die in weiterer Folge stärker eingegangen wird. Identität und Lebensform stehen allgemein, auch was die Familie betrifft, im engen Zusammenhang. Elisabeth und ihre Familie handeln aufgrund ihrer Einstellungen gegenüber der Lebensmittel- und Agrarindustrie. Der Zusammenprall der Arbeiten zur Eigenversorgung und die Einbindung in das kapitalistische Marktsystem werden auch in ihrer Arbeitsweise sichtbar. Es gibt eine enge Verwobenheit der kapitalistischen Wirtschaftsweise und der bäuerlichen Hauswirtschaft mit der bäuerlichen Lebensweise (vgl. Obojes 2007: 73).

Daraus ergeben sich verschiedene Strategien des Handelns. Die Familie ernährt sich fast ausschließlich von biologisch-dynamischen und vollwertigen hausgemachten Lebensmitteln. Durch eine breite Produktpalette, die im Kapitel „Veredelungen des Produkts“ näher erörtert wird, zeigt sich Kreativität, Vielfalt und Hingabe beim Erzeugen, Ernten und Zubereiten. „Selbstbestimmt und selbstge-

macht“ sind die Devisen einer Eigenversorgung mit Lebensmittel von hoher Qualität. Daraus ergibt sich eine Familienideologie, die die Eigen- und Fremdwahrnehmungen bestimmen.

„Bauernwirtschaft zeichnet sich aber gerade dadurch aus, dass sie nicht um der Akkumulation willen betrieben wird, sondern dass es um die erhaltende Reproduktion des Hofes und der Leute, die auf ihm und von ihm leben, um das Bewahren des seit Generationen Ererbten geht. Es handelt sich um eine spezifische Lebensweise, zu der auch die entsprechende Kultur der Genügsamkeit gehört, Die bäuerliche Ökonomie orientiert sich an einem anderen Weltbild als dem der Wachstumsökonomie, nämlich an der Endlichkeit der Naturgrundlage des Wirtschaftens, also von Boden, Wasser, Wald, Pflanzen und Tiere. (...) Zur bäuerlichen Ökonomie gehört auch ein anderes Sozialverhalten als das moderne Niederkonkurrieren in der Wettbewerbswirtschaft. Nicht zuletzt das Bewusstsein über die Begrenzung der Welt und der Güter macht, dass man auch weiß, wie man aufeinander angewiesen ist, und dass jedem sein Platz zugestanden werden muss“ (Bernholdt-Thomsen / Mies zit. n. Obojes 2007).

In weiterer Folge wird hier die Familienstrategie nach Manuela Larcher dargestellt. Sie beschreibt wie interne und externe Faktoren Auswirkungen einleiten, die Einfluss auf die kollektive Identität der Familie haben.

„Als bäuerlicher Familienbetrieb [weist] er eine innere Struktur aus Familie, Betrieb und Haushalt auf und ist in eine regionale lokale Kultur eingebettet. Dem inneren System steht ein äußeres System aus sozialen, ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen gegenüber, mit dem es über vielfältige Beziehungen verbunden ist.“ (Lacher 2009: 12)

Es gibt also endogene Faktoren, wie Motive, Familienziele, betriebliches Potenzial usw. und exogene Faktoren, wie zum Beispiel Agrarpolitik und Markt. Um diese Faktoren kreisen Einstellungen, die Eigen- und Fremdwahrnehmung, wie auch Handlungen beeinflussen. Zum einen unterliegt der Mensch gesellschaftlichen Ordnungen, die seinem Handeln (seiner Identität) Grenzen setzt. Und zum anderen prägt er durch seine Handlungen (seine Identität) die gesellschaftliche Ordnung durch einen rekursiven Prozess (vgl. Larcher 2009: 32).

Diese Sichtweise unterliegt einer individuellen Betrachtung. Auf der Ebene einer MohnbäuerIn gestaltet sich die kollektive Identität im Aushandeln gemeinsamer Interessen mit ihrer Familie. Elisabeth erzählt, wie sie ihr Wissen an ihre Kinder weitergibt und nicht nur das, sondern gleichzeitig auch ihre Weltanschauung. Sie formt damit die Identität ihrer Familie. Larcher stimmt damit überein. Sie erklärt, dass die Kontinuität des bäuerlichen Familienbetriebs durch die Sozialisation der NachfolgeIn einen besonderen Stellenwert einnimmt (vgl. Larcher 2009: 38)

Identität kann auch über Gemeinschaft und über ein, im übertragenen Sinn, Kollektiv hergestellt werden. Stephanie berichtet über die gemeinschaftliche Mohnernte, die nicht nur innerhalb der Familie stattfindet sondern auch durch die Hilfe der anderen BäuerInnen des Mohndorfes Armschlag ergänzt wird. Andreas hingegen, der konventionell arbeitet, bekommt im Sommer oft Hilfe von StudentInnen der Universität für Bodenkultur. Was allen Konstellationen gleich ist, ist die händische Ernte. „Das gehört so dazua! Do miaßn olle raus! Do helfen olle mit!“, meint Edith.

Über die Familienstrategie wird Handeln sichtbar und sie gibt Rückschlüsse auf die Handelnden Identitäten. Rollenteilung, Erbfolge und Wohnfolgeordnung richten sich nach der Tradition und fordern verschiedene Handlungen von Identitäten. Was vor allem bei Elisabeth auffiel ist, dass die Familie ihr Handeln im Sinne ihrer „Hofidee“ und Hofideologie gestaltet. Der Begriff „bäuerlicher Familienbetrieb“ ist mit ideologischen Positionen verknüpft. Je nach Standpunkt der BetrachterIn gilt er dann als schützenswert oder als überholt (vgl. Larcher 2009: 37, 34).

Handlungen, die zu Identitäten führen, erklären sich nicht nur aus sich veränderten Rahmenbedingungen, sondern auch aus den Wirkungen von Motiven, Zielen, Eigenschaften und Fähigkeiten der BäuerInnenfamilie. Stephanie handelt zum Beispiel nicht nur aufgrund von äußeren Rahmenbedingungen, sondern als selbstbestimmte Akteurin, die ihre Umwelt aktiv mitgestaltet. Sie erklärt ihre Emanzipation von innen heraus durch die Mitbegründung und Einführung verschiedener Marketingstrategien, die nicht vom Markt induziert worden sind sondern auf Eigeninitiative beruhen, wie zum Beispiel der Abhof-Verkauf oder der Mohnladen oder auch der Mohngarten. Durch die damit einhergehenden Handlungen werden (kollektive) Identitäten nach außen sichtbar gemacht.

6. Wege der Landwirtschaft

6.1. Konventionelle Landwirtschaft

Auf konventionelle Landwirtschaft wird hier nur in aller Kürze eingegangen. Sie wird in der Beschreibung des Produktionsprozesses weiter unten deutlicher zur Geltung kommen und ihren Platz einnehmen. Diese Arbeit konzentriert sich tiefgehend mit dem biologischen Landbau.

Der biologische Landbau ist von einem komplexen Netz an Einstellungen und Ideen umgeben. Der konventionelle Anbau unterscheidet sich wesentlich vom biologischen Anbau in zwei Punkten. Er verwendet chemische Herbizide und synthetische Düngungsmittel. Folgen davon sind Überproduktion, Verschmutzung des Grundwassers, häufigere Tiererkrankungen und so weiter.

Interessanterweise stehen sich die konventionelle Landwirtschaft und der biologischen Landbau bei den hier untersuchten Betrieben nicht im Weg. Keiner sagte allzu viel über die andere Methode. Eher scheinen beide gut nebeneinander leben zu können. Bei einem Interview war das sehr deutlich. Hier wurden zwei Frauen (Edith und Stephanie) interviewt, wobei eine konventionell arbeitet und die andere biologisch. Es schien bei der Auseinandersetzung mit dem Thema zu keinen Gewissenskonflikten zu kommen.

In weiterer Folge erörtert diese Arbeit eingehend den biologischen Landbau, da er sich durch besondere, spezifische Weltbilder und der damit verbundenen Vorgehensweisen auszeichnet.

6.2. Die biologische Landwirtschaft

Der biologische Landbau in Österreich erlebt seit den 1990er eine Entwicklung mit großer Dynamik. Durch den EU-Beitritt kam es zu zahlreichen Veränderungen des Rechtssystems und der Agrarpolitik.

„Die Begriffe biologischer Landbau, Biolandbau, organischer Landbau, ökologischer Landbau, biologische bzw. ökologische Landwirtschaft (engl.: Organic Farming) werden synonym für verschiedene Systeme der Nahrungsmittelproduktion verwendet, die idealtypisch auf den Grundprinzipien Kreislaufwirtschaft, nachhaltige Bodenfruchtbarkeit, Nahrungsmittelqualität, Tierschutz sowie umwelt- und ressourcenschonende Produktion und Technik beruhen“ (Larcher 2009: 14).

Der Begriff „Biologischer Landbau“ und seine Synonyme stehen ab den 1970er Jahren für eine Alternative zur konventionellen Landwirtschaft. Der biologische Landbau besitzt aber in sich selbst eine komplexe Struktur. Er wird grob eingeteilt in den biologisch-dynamischen und den organisch-biologischen Landbau. Larcher teilt die Etappen des biologischen Landbaus folgendermaßen ein.

- Natürlicher Landbau der Landreform in den 1920er und 1930er Jahren
- Biologisch-dynamische Wirtschaftsweise seit 1924 nach Rudolf Steiner
- Organisch-biologischer Landbau – Methode Müller-Rusch der 1950er und 1960er Jahre
- Ökologischer Landbau der organisch-biologischen Anbauverbände der 1980/1990er Jahre

(Larcher 2009: 15)

Die Entwicklungsphasen in Österreich beschreibt sie nach Groier:

- Gründungsphase: biologisch-dynamische Richtung der 1920er Jahre und organisch-biologische Richtung nach Müller-Rusch in den 1940er Jahren
- Pionierphase: Netzwerke von wenigen BiobäuerInnen (bis in die 1960er Jahre)
- Phase des qualitativen Wachstums: Verbandsgründungen, Medien, Forschung (1970er und 1980er Jahre)
- Erste Boomphase: Anfang der 1990er Jahre (Beginn staatlicher Förderungen)
- Zweite Boomphase: Mitte der 1990er Jahre (EU-Beitritt, ÖPUL, Einstieg der Handelsketten in das Bio-Marketing)
- Konsolidierungs- und Konventionalisierungsphase: Rückgang der Biobetriebe, Marktungleichgewichte im Biomarkt, Entideologisierung bei Bäuerinnen und Bauern sowie KonsumentInnen, institutionelle Professionalisierung, Bio-Aktionsprogramme, Funktionalisierung und Konventionalisierung (ab Ende der 1990er Jahre)

(Groier nach Larcher 2009: 18)

Die biologischen Methoden werden in differenzierter Sichtweise nach Bewirtschaftungsmethoden eingeteilt. Die Kriterien umfassen Naturhaushaltskonzept, Bodenfruchtbarkeit, Humuswirtschaft, Lebens- und Alltagsarbeit, Nahrungsmittelqualität sowie Organisationsform. Damit verbunden ist eine Lebensreformbewegung, die den Begriff *Ganzheitlichkeit* prägt. Mit Beziehung auf die biologische Landwirtschaft bedeutet das ausgeglichene landwirtschaftliche Kreisläufe (gesunder Boden, gesunde Pflanze und gesunder Mensch). Mit Beziehung auf den Menschen bedeutet das ein Ausgleich der sozialen Systeme (Wirtschaft, Arbeit, Kultur, Gesellschaft). Aufgrund dieser Ausrichtungen zeigt sich, dass der biologische Landbau nicht nur mit dem Ziel der ökologischen Nachhaltigkeit, son-

dern auch mit der sozialen Gerechtigkeit in Verbindung steht. Er begründet Vereinbarungen zwischen ProduzentInnen, VerarbeiterInnen und VerbraucherInnen. Der Begriff biologische Landwirtschaft wird nicht nur für nachhaltige Landbausysteme verwendet, sondern auch zur Bezeichnung einer Lebenseinstellung. Der Begriff, der mit dem biologischen Landbau einhergeht, ist jener der sozialen Bewegung. Die Netzwerke unter BiobäuerInnen sind oft basisdemokratisch organisiert und verbinden AkteurInnen mit gleichen Zielen und Wertvorstellungen, die durch ein kollektives Agieren ihre Interessen vertreten (vgl. Larcher 2009: 15).

6.2.1. Die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise

Der geistige Urheber der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise ist Rudolf Steiner (vgl. Jurtschitsch 1990: 29, Larcher 2009: 16f., Obojes 2007: 106f.). Als in der Landwirtschaft Probleme auftraten, versammelte sich ein sehr junger Freundeskreis von anthroposophischen BäuerInnen und StudentInnen der Agrarwissenschaften um Rudolf Steiner. Sie fragten ihn diesbezüglich um Rat. Einige Personen hatten zu Steiner durchaus eine Beziehung, die man als esoterische SchülerInnen bezeichnen kann. Durch gewisse Kompostierungsexperimente „(...) erwuchs bei (ihnen) der Wunsch, von Dr. Steiner mehr über die kosmischen, astralen Kräftewirkungen bzw. das Wirken geistiger Wesenheiten in der Natur zu erfahren.“ Sie regten damit einen esoterischen Kurs für LandwirtInnen an. Dieser Kurs wurde auf Schloss Koberwitz in Deutschland zu Pfingsten im Jahre 1924 abgehalten. In diesem Kurs offenbarte Steiner Gedankenskizzen betreffend Stern- und Planetenkonstellationen, Wirkung von Wasser, Sonne, Stoffe (Minerale, Erden), Tier- und Pflanzengemeinschaften und auch seine Einstellung zu Wiedergeburt und Karma. Er referierte ohne Verweise auf wissenschaftliche Literatur sondern auf Grundlage von Erkenntnissen auf Basis seiner „Meditation“. Er propagiert die Einbindung der Geisteswissenschaft in die Landwirtschaft (vgl. Jurtschitsch 1990: 29-36).

In seinen acht Vorträgen auf Schloss Koberwitz stellte er seine Düngungsexperimente dar. Diese beruhen auf pflanzlichen und tierischen organischen Stoffen. Auf Düngung und die Bedeutung des Bodens für die BäuerIn wird im Kapitel „Produktionstechnische Abläufe“ eingegangen.

Die Vorgehensweise der anthroposophischen Gesellschaft war und ist auch heute noch stark von ethischen Werten geprägt. Es war damals zu klären, ob die Präparate zentral hergestellt und kommerziell verbreitet werden sollten. Angesichts der Einstellung vieler Mitglieder wurden die Präparate schließlich gratis an die BäuerInnen verteilt, da sie ein Geschenk der Natur sind (vgl. Jurtschitsch 1990: 38).

In weiterer Folge wurde die Verwertungsgenossenschaft DEMETER gegründet. Die biologisch-dynamische Bezeichnung konnte damals nicht als Marke geschützt werden, so erfand ein Mitglied diesen Namen als Hinweis auf die Fruchtbarkeitsgöttin. Demeter ist interessanterweise auch die Patronin der Mohns, da auch er für Fruchtbarkeit aufgrund seines hohen Samengehalts steht.

Es entstanden Verbindungen mit Vertragsfirmen. Demeter-Bezirksverbände wurden aufgebaut und konnten dadurch gemeinsam geschäftliche Beziehungen zu Reformhäusern und Genossenschaften aufbauen.

In den 1930er und 1940er Jahren mehrten sich Repression und Abwertung der biologisch-dynamischen Landwirtschaft. Die Mitglieder konnten ihre produktionstechnischen Errungenschaften zwar weiter anwenden es gab aber eine eindeutige Zäsur durch den zweiten Weltkrieg. Die Tradition wurde unterbrochen und die jüngeren Generationen wandten sich oft modernen konventionellen und rationelleren Methoden zu (vgl. Jurtschitsch 47f.).

Nach dem 2. Weltkrieg verfolgte die Agrarpolitik das Ziel der möglichst raschen Produktionssteigerung. Qualitative Aspekte traten in den Hintergrund. Bis in die 1980er hinein gab es kaum Neugründungen von Biobetrieben. Erst aufgrund veränderter politischer Interessen und des EU-Beitritts kam es mit der Ausrichtung auf eine „Ökosoziale Agrarpolitik“ zu einem Boom des biologischen Landbaus (ebda.).

6.2.2. Die organisch-biologische Wirtschaftsweise

Die organisch biologische Wirtschaftsweise wurde in der Schweiz von Hans Müller begründet. (vgl. Obojes 2007: 107, Larcher 2009: 16f., Jurtschitsch 1990: 50f.) Es galt vor allem ein betriebswirtschaftliches Mittel zu finden, die BäuerInnen vor industriellen und kapitalistischen Kräften zu schützen. Müllers Frau und Hans Peter Rusch waren nach dessen Tod maßgeblich für die Verbreitung des Wissens, aufgrund wissenschaftlich-theoretischer und praktischer Anleitung beteiligt. Müllers Augenmerk galt anfangs den topographischen Gegebenheiten in der Schweiz. Er beobachtete die Entstehungsprozesse im pflanzlich-mikrobiellen Bereich in der Felsregion. Sein praktisches Engagement ging weit über die reine Wissenschaft und Lehre hinaus. Es ging ihm auch um die Durchsetzung von Verbesserungen für die Lage der BäuerInnen (vgl. Jurtschitsch 1990: 50).

Sein Ziel war die größtmögliche Befreiung von fremden Betriebsmitteln. Geeignete Düngeformen, pflanzenbauliche Maßnahmen, eigenes Saatgut usw. sollen den BäuerInnen Unabhängigkeit verschaffen. Müller kannte die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise der anthroposophischen Bäue-

rInnen. Er konnte oder wollte sie aber in der Form nicht anwenden aufgrund der protestantischen eidgenössischen Einstellung der BäuerInnen. Er blieb im naturwissenschaftlich erfassbaren und im organischen Argumentationsbereich (vgl. Jurtschitsch 1990: 50).

Elisabeth arbeitet biologisch-dynamisch und ist Demeter-Bäuerin. Stephanie hingegen ist beim Bio-Austria Verband und arbeitet organisch-biologisch. Beide Anbauweisen stehen für den biologischen Landbau. Für die KonsumentIn oft nicht unterscheidbar, betrachten sich die BäuerInnen klar einer Linie zugehörig. Es wird deutlich unterschieden und es kommt bisweilen vor, dass sich BäuerInnen bewusst abgrenzen. Andras, Stephanie und Edith sehen Demeter-Betriebe eher als Kuriosum an, denn als eine klare Betriebsstrategie. Sie teilen die weit verbreitete Ansicht über Anthroposophie als nicht wissenschaftlich und daher rein ideologisch bedingt. Für die BäuerIn ist der biologisch-dynamische Weg sehr wohl auch eine Weltanschauung. „Wir schauen, dass ma vom Kosmos her san“, so Elisabeth. Aufgrund der Entideologisierung der KonsumentInnen fragen diese immer weniger nach der Herkunft der Bio-Produkte. „Steht Bio drauf, so ist Bio drin“, so die Vorgehensweise viele KonsumentInnen. Elisabeth erklärt in ihrer Ausführung die institutionellen Unterschiede im biologischen Anbau.

„Na, na, das kommt nicht aus Deutschland (die Demeter-Bewegung). Also Bio-Austria ist biologisch Österreich und Demeter ist international. Es ist nur das, es glauben die meisten, dass es aus Deutschland kommt, weil in Deutschland die Demeter Bewegung von Anfang an viel stärker war. Da war die Bio-Austria, der organische, die Bio-Austria ist ein organisch-biologischer Verband. Das heißt eh, dass man wirklich schaut, die organische Masse das Bodenleben, dass das alles gut funktioniert und von Deutschland kommt eher... da war die Demeter-Gruppe immer stärker, da waren immer mehr Demeter-BäuerInnen“ (Elisabeth)

Durch die Literatur geht eindeutig hervor, dass Rudolf Steiner, wie weiter oben dargestellt, Begründer der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise ist und diese in Deutschland ihren Ursprung hat. Heute gibt es allerdings, wie auch Elisabeth anmerkte, ein weit verzweigtes Netz an Demeter-Betrieben, die regional und überregional aufgebaut sind.

„Da ist meist ein Vortrag oder jetzt ein paar Mal schon gewesen und dann während man halt sitzt, das dauert eh den ganzen Tag und da sitzt man eh einmal bei dem und bei dem. Da sagst, wie macht wer was, wie funktioniert was und es ist auch so gegenseitig, dass man sich immer wieder besucht und was anschaut. Das ist eben dann DEMETER“ (Elisabeth)

Eine Umstellung und das Erlernen einer biologischen landwirtschaftlichen Methode sind verbunden mit einer intensiven Auseinandersetzung mit praktischen und theoretischen Arbeitsabläufen. Die Beziehung zur Arbeit geht einher mit dem unmittelbaren Sinnerfassen von Handlungen. „Es wird persönliche Aufmerksamkeit, emotionales, verantwortliches Engagement, selbstbewusstes Mitarbeiten im Hinblick auf das Funktionieren des ganzen Betriebes im engeren Sinn, aber auch im Hinblick auf die Erhaltung der Kulturlandschaft einer Region gefordert – bzw. geboten“ (Jurtschitsch 1990: 138).

7. Produktionstechnische Abläufe und Voraussetzungen

7.1. Der Produktionsprozess

Ausgehend von der Fragestellung dieser Arbeit: Wie geht der Produktionsprozess vonstatten? In welche Faktoren ist er eingebettet? und: Wie hängen diese zusammen? - beschäftigt sich der Mittelteil dieser Arbeit eingehend mit dem Produktionsprozess, der hier in seinem Ablauf geschildert werden soll.

Produktionsprozesse sind in erster Linie technologische Prozesse. Der Mohnanbau ist geprägt durch die Umsetzung von Energien. Dabei passt sich der Mensch seiner Umwelt an, beziehungsweise adaptiert sie. „In der Ethnologie bezeichnet Adaption die Anpassung des Menschen an die unterschiedlichsten physischen Gegebenheiten seiner Umwelt (Topografie, Klimazonen, Wetterverhältnisse, Bodenqualität, Vegetation“ (Haller 2005 135).

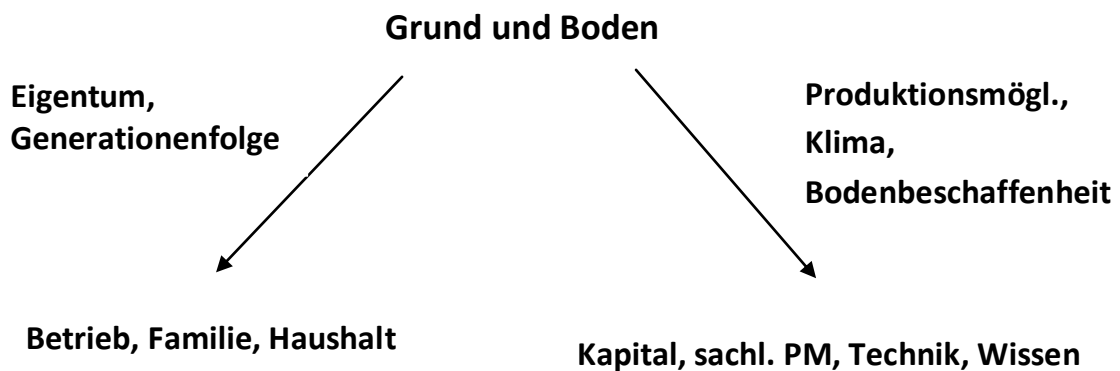
Für die Nutzung des Mohns ist die Vorbereitung des Bodens, die Pflanzung, die Aussaat, Bewässerung, Pflege und Ernte von Bedeutung. Dabei kommen verschiedene bäuerliche Arbeitsgeräte zum Einsatz. Dieser Einsatz bezieht sich auf technologische und ergologische Handlungsweisen, die Energie freisetzen und zu transformieren vermögen. Von der Aussaat bis zur Ernte ist der Mohn mehreren Transformationsstadien unterworfen. Technologie bezeichnet in der Kultur- und Sozialanthropologie „die Lehre von der chemischen oder physikalischen Umwandlung von Ressourcen bei der Herstellung materieller Güter, Werkzeuge (...) und Gerätschaften“ (Haller 2005: 135).

Technik wird bei Hermeking als werkzeugartiger, instrumenteller Gegenstand zur Problemlösung und Daseinsbewältigung aufgefasst. Die Umwandlung, die als Problemlöser fungiert, entsteht durch den Einsatz und den Gebrauch von Gerätschaften eines technisch erzeugten Produkts.

Bei der Beurteilung von Sammelgeräten (z.B.: Mohnmähdrescher) und Bodenbaugeräten (z.B.: Egge) sind ökologische Gegebenheiten wichtig, da zum Beispiel eine unterschiedliche Bodenbeschaffenheit auch unterschiedliche Bearbeitungsweisen erfordern (vgl. Hirschberg 1999: 240). Mit Bezug zum Mohn, der oft händisch geerntet wird, kann man auch die Hände als Sammelgeräte betrachten. Marcel Mauss gibt in seinem Buch „Techniques of the Body“ einen Einblick in die kulturelle Manifestation der Bewegungsabläufe eines Körpers, in die Art, wie der Mensch seinen Körper nutzt. Mauss spricht dabei von mechanischen, physischen und physio-chemischen Abläufen, die den Körper als Instrument erscheinen lassen. Das betrifft nicht nur die materielle Umwelt sondern auch die soziale Interaktion bei der Mohnernte zwischen den Familienmitgliedern und den BäuerInnen am Feld.

Für den Anthropologen Parlebas sind Körpertechniken und materielle Ausstattung in eine Kultur eingebettet. Er argumentiert, dass die Verkörperung materieller Kultur wichtig ist um die Auseinandersetzung eines Menschen mit einem Objekt zu ergründen (vgl. Dant 2005: 1-10).

Dimensionen landwirtschaftlicher Produktion



Die Dimensionen landwirtschaftlicher Produktion gehen von Grund und Boden aus. Auf der Grafik links zu sehen ist die Verbindung von Eigentum und Generationenfolge mit Betrieb, Familie und Haushalt. Diese Arbeit beschäftigt sich ausgehend von Grund und Boden mit den Produktionsmöglichkeiten, dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, den Produktionsmitteln und dem Wissen, das mit dem Mohnanbau zusammenhängt. In weiterer Folge bespricht die Arbeit auch Veredelungsprozesse und Zirkulationsprozesse von Mohn.

7.2. Klima

Grundlegende Voraussetzung für den Mohnanbau ist ein spezielles Klima, das im mittleren und oberen Waldviertel vorzufinden ist. An und für sich hat der Waldviertler Graumohn eine hohe Kältetoleranz. Stephanie erzählt: „Die Winter sand scho recht streng, aber im Sommer is genau richtig. Net zu kalt und net zu heiß“. Die Keimtemperatur des Mohns liegt bei 3 Grad Celsius. Die Keimlinge ertragen aber Frosttemperaturen von bis zu -8 Grad Celsius (vgl. Greßl 1992: 29). Dennoch verlangt der Mohn

warme feuchte Sommer mit einer weitgehend trockenen Blüh- und Reifezeit. Auf längere Kälte- oder Hitzeperioden reagiert er mit Ernterückgang. Auch Hagel, ein Phänomen das im Waldviertel öfters anzutreffen ist, kann ganze Mohnernten zerstören, wie das im Jahr 2010 in Armschlag der Fall war. Die Familie der Mohngewächse beinhaltet aber eine große Sortenvielfalt, die in allen Klimazonen vorzufinden ist. Stephanie und Edith berichten, dass das raue Klima verantwortlich dafür ist, dass die Pflanze langsam wächst und der starke Unterschied zwischen Tages und Nachttemperaturen den Gehalt an ätherischen Ölen fördert. Der Mohnanbau ist, im Vergleich zu anderen Kulturpflanzen, stark wetterabhängig, da er sehr filigrane Fruchtköpfe hat.

7.3. Boden

Elisabeth gab an, dass der Mohn keine lehmigen und tonigen Böden mag. Auch Stephanie und Edith aus Armschlag sehen lehmige Erde als nicht geeignet an. Vielmehr soll sie sandig und locker sein. Andreas spricht von recht schlechter Erde im Waldviertel, die sich durch sandige Granitböden auszeichnen aber gut für den Mohnanbau geeignet sind.

Ein für den Waldviertler Graumohn optimaler Boden wird durch die Bodengare bestimmt. Ein garer Boden hat die richtige Krümelung, ist gut durchlüftet und von Humus durchdrungen. Die Krümelung ist ein Hinweis auf das Aggregatgefüge eines Bodens. Gemeint sind damit die Struktur des Bodens und der Zusammenhalt der Bodenteilchen. Verklebte Bodenpartikel, Humusteilchen und Einzelkörner bilden dabei mehr oder weniger stabile Krümel. Das Aggregatgefüge kann durch das Wetter oder die Bodenbearbeitung bestimmt sein (vgl. Url 1).

Die Krümelstruktur ist Voraussetzung für ein geeignetes Mikroklima, das den Mikroorganismen helfen soll sich zu vermehren. Wird die Bodengare durch schwere Geräte oder Regen zerstört (Bodenverdichtung), kann die Mohnpflanze als Pfahlwurzlerin keinen Halt mehr bekommen (vgl. Url 2, Seifert 1997). Mohn hat im Jungstadium keine starke Konkurrenzskraft zu anderen Unkräutern und muss daher immer frei gehalten werden.

Elisabeth hat über ihren bäuerlichen Beruf einen sehr starken Zugang zum Boden, über den sie gern philosophiert um ihre Einstellung nach außen deutlich zu machen. Sie beschreibt ihre ideologische Auseinandersetzung mit dem „was wir bekommen haben“. Es geht ihr beim biologischen Landbau nicht nur um ein ökologisches Produktionskonzept, sondern um ein die Gesamtheit betreffendes Lebens- und Bewirtschaftungskonzept, bei dem der Mensch die Landwirtschaft im Einklang mit der Natur auf Grund von sozialen, ökologischen und ethischen Aspekten betreibt (vgl. Lehner 2008: 15f.).

„... wir haben die Welt einmal bekommen, wir haben die Erden einmal zur Verfügung. Alle Leute die leben auf der Welt und wir sind verpflichtet, dass wir uns das, das sind eh nur ein paar Zentimeter die fruchtbar sind vom Globus her gesehen. Und jeder, ist wurscht eben vom größten Professor bis zum kleinsten Baby. Jeder braucht ein paar Quadratmeter auf der Welt zum Leben.“ (Elisabeth)

Boden wird oft mit Lebendigkeit, mit den Bodenlebewesen in Verbindung gebracht. Der Boden soll leben und die Mikroorganismen sollen gute Bedingungen vorfinden um arbeiten zu können. Die Voraussetzung bietet nach Stephanie und Elisabeth der biologische Landbau. Der Boden soll aber nicht „umgrissen“ (aufgerissen, sprich tief gepflügt) werden (Näheres dazu im Kapitel Gründüngung) Elisabeth erzählt:

„Bio kommt von Bios, Leben, Lebendigkeit ja und das ist, dass überall das Leben und die Lebendigkeit hinein kommen muss. Das wichtigste Prinzip im biologischen Landbau ist der Verzicht auf chemisch-synthetische Düngemittel und Spritzmittel und wenn ich mit dem aufhört wird der Boden auf der anderen Seite wieder biologisch aufgebaut, dass das Bodenleben sich vermehren kann und entstehen kann.“

Anhand dieser Ausführungen sieht man, dass man über den Umgang mit dem Boden auf die Einstellung der BäuerIn Rückschlüsse ziehen kann. Um qualitativ hochwertige Lebensmittel zu produzieren, ist es wichtig, den Boden als Lebens- und Betriebsgrundlage nicht zu schädigen.

Auch verschiedene Populationen, wie Regenwürmer, Bienen und Weidevieh haben eine herausragende symbolische Bedeutung im biologisch-dynamischen Landbau. Die Biene bestäubt, das Vieh liefert den Kompost und die Hörner für die Düngpräparate und der Wurm steht für Bodenlebewesen.

In Auseinandersetzung mit der Natur beobachten Elisabeths Sohn und Mann den Boden. Oft werden Maschinen umgebaut, um dem Boden das beste „Leben“ zu ermöglichen. Dabei greifen sie auf Wissen zurück, das sie sich in der Landwirtschaftsschule Edelhof angeeignet haben. Es ist aber interessant zu beobachten, dass im biologischen Landbau eine größere Unabhängigkeit von ExpertInnenwissen vorhanden ist, als im konventionellen Bereich (vgl. Lehner 2008: 61). Grund dafür ist, dass man sich bei einem Umstieg von konventionellen zum biologischen Landbau tief mit Praxis und Theorie beschäftigen muss.

Die Bodenfruchtbarkeit wird im biologischen Landbau im Wesentlichen der Natur überlassen. Hat der Boden Ruhe und wird wenig bearbeitet, dann kann sich das Bodenleben entwickeln und Humus aufgebaut werden. Das fortlaufende Beobachten des Bodenzustandes bestimmt die Arbeitsschritte. Im Biolandbau gilt es so wenig wie möglich mechanisch einzugreifen. Durch bestimmte Bepflanzungen und Düngemaßnahmen soll der Boden weitgehend eine richtige Krümelstruktur, Mineralstoffversorgung, Wasserhaltekapazität, Festigkeit durch genügend Durchwurzelung, Belüftung durch Kleinlebewesen usw. bekommen (vgl. Jurtschitsch 1990: 138).

7.4. Bodenbearbeitung und Saatbettbereitung

Stephanie und Elisabeth gehen davon aus, dass auf keinen Fall tief gepflügt werden soll, da dies das Bodenleben zerstören würde. „Den Boden reiß ma net auf“, so Stephanie. Das Saatbett für Mohn sollte gartenmäßig hergerichtet werden. Wenn möglich sollten Klumpen entfernt beziehungsweise zu einer feinen Krümelung verarbeitet werden (vgl. Grümmer 1955: 9; Stadelmann 1947: 31) Wird erst im Frühjahr gepflügt, sollte dem Pflug ein Krumenpacker nachlaufen. Ein Krumenpacker ist ein landwirtschaftliches Gerät, welches den Acker in einen für den Mohnanbau richtig gekrümelten Zustand bringt (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 24).

Vor dem Krumenpacker wird meist eine Egge geführt. Die Zähne einer Egge müssen gleich stark und gleich lang sein. Sie werden aus Schmiedeeisen oder früher auch aus Holz gefertigt. Die Zahl eines Satzes soll 43 nicht überschreiten aber mehr als 12 aufweisen. Die Zähne stehen nicht vertikal, sondern in einem Winkel von 60-80 Grad geneigt. Man unterscheidet generell leichte Eggen mit einem Gewicht bis zu 25 kg, mittelschwere Eggen mit einem Gewicht bis zu 50 kg und schwere Eggen mit einem Gewicht von bis zu 150 kg. Letztere ist vor allem für schwerste Tonböden geeignet zum Zerkleinern harter Schollen auf schwerem Boden. Ist aber ein Boden locker und vom Unkraut befreit, so würde das Eggen geradezu schädlich sein, weil sich das schlecht auf die Bodenfeuchtigkeit und die Bodenwärme auswirkt (vgl. Url 3).

Die landwirtschaftlichen Geräte biologischer BäuerInnen und konventioneller BäuerInnen unterscheiden sich in ihrem Aufbau und ihrer Beschaffenheit nicht. Ihnen wird aber unterschiedliche Bedeutung zugeschrieben. Während der konventionellen LandwirtIn oft Entfremdung von bäuerlichen Arbeiten, wo der direkte Umgang mit dem Boden losgelöst ist, vorgeworfen wird, wird der BiobäuerIn oft Maschinenfeindlichkeit nachgesagt. Generell ist in den Interviews herausgekommen, dass die Verwendung von Maschinen eher Nebensächlichkeiten sind, wenn es um den Beruf als BäuerIn geht.

Das könnte man dadurch erklären, dass Maschinen zu Alltagsdingen werden und durch die gewohnheitsmäßige Anwendung weniger sichtbar in ihrer Wahrnehmung sind.

Im konventionellen Bereich wird eine intensive Bodenbearbeitung bevorzugt. Sie soll die Unkräuter fern halten. Mehrmaliges Eggen des Ackers soll den Unkrautbesatz um bis zu 70% senken (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 42).

Wie schon weiter oben erwähnt sollte die Bearbeitung des Bodens nach dem Eggen sehr sorgfältig durchgeführt werden, noch sorgfältiger als bei der Zuckerrübenbestellung. Beim Anbau von Mohn sollte die Herbstfurche eingeebnet werden. Dadurch werden die schon keimenden Unkräuter vernichtet. Ebenso wird dadurch eine unnötige Verdunstung aufgehalten. Um tiefe Fahrspuren zu verhindern, sollte der Traktor mit Doppelreifen oder Gitterrädern ausgestattet sein. Im konventionellen Bereich wird zum Pflügen des Ackers am besten eine Saatbettkombination, bestehend aus einem Feingrubber und einer Wälzgege, die hinterher gezogen wird, verwendet (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 43).

„Der Grubber (engl. to grub ‚graben‘), in den leichteren Versionen auch Feingrubber, Kultivator oder Krümmler genannt, ist ein landwirtschaftliches zur nichtwendenden Bodenbearbeitung benutztes Gerät. Er lockert die Ackerkrume so tief wie ein Pflug (bis 30 Zentimeter) ohne diese zu wenden und wird in Kombination mit einer Egge vorwiegend zur Saatbettbereitung im Frühjahr eingesetzt“. „Als Teil einer Saatbettkombination zur Bereitung eines optimalen [sic!] Saatbettes dient der Grubber zum Aufreißen und Lockern der obersten Bodenschicht. Die nachlaufenden Geräte, meist Schrägstab-Wälzgegen (Krümmler) oder auch Saateggen, krümmeln den gelockerten Boden weiter und drücken ihn zur Vorbereitung des notwendigen Erdschlusses des einzubringenden Saatgutes in Saattiefe an. Der Tiefgang des Grubberteils der Kombination wird hierbei so begrenzt, dass untergepflühtes Material nicht wieder an die Oberfläche gelangt“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Grubber>, 14.07.2011, 13:13)

Im konventionellen Bereich ist auch die Kombination einer leichten Saategge mit einer nachfolgenden Ringwalze in Gebrauch. Generell ist die Saatbettbereinigung so flach wie möglich zu halten. Andreas, Elisabeth, Stephanie und Edith geben die Saattiefe mit unter 1cm an. Die Mohnpflanzen können den Boden sonst nicht durchbrechen. (s.a. Ahrens und Sneyd 2000: 43; Grümmer 1955: 10; Nemeth 1998: 225).

7.5. Düngung

Während der konventionelle Anbau neben der Güllebewirtschaftung vor allem auf externe Düngemittel (synthetischen Düngemittel) zurückgreift, geht es der biologischen Wirtschaftsweise um einen geschlossenen Kreislauf.

Für Elisabeth und Stephanie liegt ebenso die Problematik vor, dass alljährlich Nährstoffe aus dem Boden gezogen werden. Die Aufgabe besteht darin, mit betriebseigenen Mitteln einen Kreislauf herzustellen, der die bestmögliche Versorgung bereitstellt. Um einen Ausgleich herzustellen wendet der biologische Landbau Gründüngung, Fruchtfolge und Kompostpräparate an. Andreas, der konventionell arbeitet, hält zum Teil eine kürzere Fruchtfolge ein als Biobetriebe und verwendet neben synthetischen Düngern auch Gülle. Die Arbeitsvorgänge des Düngens sind beim biologischen Anbau vielfältiger. Sie reichen von der Planung der Fruchtfolge bis zum Anbau und der Mahd. Auch die Einarbeitung der Gründüngung und die Herstellung und Verteilung von Kompost, Frischmist und belüftete Gülle und die Ausbringung von Gesteinsmehlen auf dem Acker gehören dazu.

Die Fruchtfolge und auch Unterfrüchte sind wichtig um einen Ausgleich zwischen den Bodenlebewesen zu schaffen. Stephanie erzählt, dass sie früher Wurzelgemüse, wie Karotten oder Rüben als Unterfrucht angebaut haben. Der Mohnertrag wird dabei kaum beeinträchtigt. Da die Unterfrüchte schneller heranreifen, schaffen sie es auch die Unkräuter für den Graumohn auf Abstand zu halten.

Bei der Aussaat geht man so vor, dass man den Samen der Unterfrucht mit Mohnsamen anreichert und ausdrillt. Die Mohnpflanzen sind dann auf dem Feld einzeln und stark verzweigt zu sehen und der Ertrag der Unterfrüchte wird dadurch nicht beeinflusst. Das Verfahren ist sehr beliebt, wenn man Mohn nur für den Eigenbedarf anbaut, wie es in Stephanies Familie früher der Fall war (vgl. Grümmer 1955: 11f.).

Nach Stephanie gibt es dabei einen optimalen Ernteablauf, der sich durch die unterschiedliche Vegetationszeit der Früchte auszeichnet.

„...der [Mohn] ist früher reif gewesen als Erdäpfel und Rüben. Drum, wenn du dann Erdäpfel glauben musstest oder rote Rüben, war der Mohn eh schon raus.“ (Stephanie)

Eine weitere wichtige Maßnahme ist die Einhaltung einer Fruchtfolge. Ist der bäuerliche Betrieb in ein nationales oder europäisches Fördersystem eingebettet, muss er in der Regel gemäß Gesetz eine Fruchtfolge von 4 bis 5 Jahren einhalten. Manche Biobetriebe, vor allem, die der biologisch-

dynamischen Richtung, halten eine Fruchtfolge von bis zu 7 Jahren ein. Ein solches Anbauintervall ist nach Elisabeth deshalb so wichtig, weil dann keine mohnspezifischen Fruchtfolgekrankheiten auftreten. Am besten sind Vorfrüchte die Humusmehrer sind. Humusmehrer wie Rüben, Raps und Kukuruz sind für die waldviertler Böden besonders gut geeignet. Erdäpfel eignen sich weniger als Vorfrucht, da es bei der Hack- und Häufelarbeit zu verstärktem Humusabbau kommt (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 40).

Oft wird Klee als Vorfrucht angebaut, damit der Boden reichlich Stickstoff bekommt. Der Mohn stellt an sich keine besonderen Ansprüche an die Vorfrucht. Viel eher ist der Mohn selbst eine gute Vorfrucht vor allem für Getreide (vgl. Grümmer 1955: 9; Stadelmann 1947: 30; Greßl 1992: 24). Auch für Rudolf Marchart ist Mohn ein guter Kandidat für die nachfolgende Frucht. Der Mohn hat einen hohen Nährstoffbedarf aber ein sehr geringes Nährstoffaneignungsvermögen. Für die Nachfrucht hat man dann sehr viel Nährstoff in Form von Biomasse im Boden eingelagert. Das wird dann durch Verrottung im nachfolgenden Jahr kleinweise abgegeben. Wenn man nach Mohn Weizen oder Roggen anbaut, gibt es teilweise 500-1000 kg mehr an Ernte allein durch die Vorfruchtwirkung. Andreas baut besonders gern Roggen oder Triticale als Nachfrucht an.

In Österreich steht Mohn auf einem Drittel der Fläche nach Kukuruz, auf 20% nach Weizen, auf 15% nach Zuckerrüben und Gerste und auf 10% der Fläche nach Sojabohnen. (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 40). Da in Österreich vorwiegend im Waldviertel Mohn angebaut wird lassen sich diese Daten mit Einschränkungen wohl auch darauf anwenden.

Wie nun zu erfahren war, verfolgen die Betriebe ihre eigene Philosophie, was die Fruchtfolge angeht. Daneben gibt es aber auch gesetzliche Vorschriften, die eingehalten werden müssen. Der biologische Kreislauf, der sich schließen soll, gilt vor allem im biologischen Landbau als erstrebenswert.

Die eigentliche Düngemaßnahme im konventionellen Bereich ist neben der Güllebewirtschaftung die Ausbringung synthetischer Düngemittel. Hat man keinen Mist zur Hand, besteht in der konventionellen Landwirtschaft die Möglichkeit mit Phosphat, Kali und Magnesiumoxid zu düngen. Mohn gibt durch seine geringe Nährstoffaneignung über das Mohnstroh wieder sehr viel an Nährstoffen ab. Andreas hebt die Problematik der Salzkonzentration hervor. Deshalb führt er mindestens drei Wochen vor Anbau des Mohns die Düngung aus und arbeitet sie in den Boden ein.

Durch die Düngung mit Phosphorsäure erreicht man vor allem eine gute Kornausbildung. Kaligaben können auch zur Steigerung des Ertrages führen. Nemeth führt an, dass Stickstoff der wichtigste und effizienteste Nährstoff ist (vgl. Nemeth 1998: 222). Als Ölfrucht braucht der Mohn sehr viel Stickstoff und Kalium, welche im Stallmist vorkommen. Aufgenommen können beide nur werden, wenn genü-

gend Phosphor da ist (vgl. Schober 1948: 11). Das Problem mit Düngemittel besteht darin, dass sie immer weniger frei verfügbar sind.

*„Phosphordüngemittel, betreffen wird es uns in 5 bis 6 Jahren. Phosphor kann man nicht gut reproduzieren und Phosphor ist zum Beispiel in den Biobetrieben immer das Knappste. Aber Stickstoff kann man nachliefern, Kali geht sehr viel über den Mist oder die Asche. Aber Phosphor ist schwierig und den braucht die Pflanze unbedingt. Das ist einer der Hauptnährstoffe.“
(Rudolf Marchart)*

Eine weitere wichtige Düngemaßnahme ist die Gründüngung. Sie wird sowohl von konventionellen wie auch von biologischen Betrieben angewandt. Die Gründüngung gilt seit je her als Paradigma der biologischen Landwirtschaft für eine nachhaltigen Pflege der Felder. Die Gründüngung ist eine vorausschauende Düngemaßnahme.

„Im biologischen Landbau muss man immer sagen, man muss immer ein paar Schritte weiter vordenken und schauen. Im Grund genommen ist das eine indirekte Nahrung. Durch die Gründüngung schaut man, dass der Boden gefüttert wird und das Bodenlebewesen, das Bodenleben, das dort so viel Nährstoffe hineinkommen und umgesetzt werden durch das Bodenleben, dass die Pflanze von dem leben kann zum Unterschied: Im konventionellen Bereich, da wird angebaut und da wird der Kunstdünger draufgegeben und Spritzmittel ja und dann kommt wieder ein Kunstdünger und es wird wieder weggespritzt. Im biologischen Landbau muss ich schauen, dass das Bodenleben immer gut da ist, dass genug Viecher drinnen sind, dass ich den Viechern immer genug zum Fressen gebe, dass die so viel umsetzen, dass die Pflanze von den Nährstoffen wachsen kann.“ (Elisabeth)

Elisabeth macht hier ihre Einstellung gegenüber der konventionellen Landwirtschaft deutlich. Sie möchte den Boden naturnahe bebauen und in den natürlichen Kreislauf eingliedern ohne abruptes Eingreifen durch chemische Unkrautbekämpfungsmittel und Kunstdünger. Sie sieht im Boden ein Lebewesen, das gehegt und gepflegt werden muss.

Drei Monate muss eine Gründüngung am Acker stehen. Im Waldviertel muss die Gründüngung aber dem 15. August angebaut sein, was für die BäuerInnen im Waldviertel aufgrund klimatischer Bedingungen schwierig ist. In der Förderschiene (??), in der Elisabeth ist, muss die Gründüngung drei Monate am Feld stehen bis zum 15. November. Ab dem 16. November darf man dann das Grün in den Boden einarbeiten. Auch das kann für die BäuerIn zum Problem werden. Liegt zu dem Zeitpunkt schon Schnee auf dem Acker, was im Waldviertel durchaus vorkommen kann, dann vernichtet das das Bodenleben.

„Wenn aber der Schnee darauf liegt, ist das Mord für das Bodenleben. Ja klar, ist es kalt, zieht sich das Bodenleben zurück. Jetzt komm ich mit dem Pflug und drehe das um und dann sind die Viecher natürlich hin, die heraus kommen und darum ist das für uns nicht das Richtige. Wir bauen Gründüngung an und bauen aber solche Pflanzen an, die abfrierend sind, ja die eben über den Winter, wenn eben ein guter strenger Winter ist, abgefrieren.“ (Elisabeth)

Biobetriebe zeigen, was das anbelangt, hohe Innovationsbereitschaft, während konventionelle Betriebe starre Abläufe im Jahreskreislauf aufweisen, werden von BiobäuerInnen, durch die Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt, immer neue Bewertungsmaßstäbe gesetzt. Diesen Ausführungen nach reagieren konventionelle BäuerInnen während BiobäuerInnen aktivieren.

Vor allem Demeterbetriebe zeichnen sich durch hohe Innovationsfreude aus. Viel Erfahrungswissen wird selbstständig produziert. Konventionelle LandwirtInnen greifen aber oft auf das Wissen von AgrarwissenschaftlerInnen zurück. Die anthroposophischen Richtlinien bei der Düngung beruhen nach Rudolf Steiner auf Erfahrungen mit der Interaktion der Umwelt.

DemeterbäuerInnen düngen mit verschiedenen tierischen und pflanzlichen Präparaten. So werden sehr mineralstoffreiche Gesteine mehlartig verrieben und fein auf die Äcker gestreut. Das Präparat soll dem Aufbau der Pflanzen und der Bodenlebewesen helfen. Einer der wesentlichen Merkmale, vor allem der biologisch-dynamischen Landwirtschaft, ist die Kompostierung organischer Materialien, sowohl tierischer wie auch pflanzlicher Provenienz. Durch Rotteprozesse sollen diese tierischen und pflanzlichen Mittel umgewandelt werden. Nach den Angaben von Rudolf Steiner werden Heilpflanzen und Kräutermittel, dem Kompost eingepflegt. An Präparaten aus Heilpflanzen sind erwähnt: Kamillen-, Schafgarben-, Eichenrinden-, Brennnessel-, Löwenzahn- und Baldrianpräparat (vgl. Jurtschitsch 1990: 141).

An tierischen Präparaten gibt es die mit Kuhfladen gefüllten Hörner. Diese werden im Herbst gefüllt und eingegraben. Nach einem halben Jahr zu Frühjahresbeginn werden die Mistknödel mit Wasser verdünnt und aufs Feld gespritzt. Die Ausfuhr erfolgt dann in homöopathischen Dosen.

„Naja, die Menge brauchst du ja nicht. Es ist ja nicht, es ist so wie in der Homöopathie. Da brauchst du ja nur kleine Dosen. Es ist, da sind ungefähr 70 BäuerInnen, was uns da beieinander sind in der Arbeitsgruppe, und die vergraben dann, weiß nicht, schon so 2000 Kuhhörner.“ (Elisabeth)

7.6. Umgang mit der Saat und Bestandsentwicklung

Mohn ist eine Langtagspflanze. Das heißt, die hormonelle Umstellung von der vegetativen in die regenerative Phase wird vom Tageslicht bestimmt. Die Umstellung vom Rosettenstadium in das Längenwachstumsstadium erfolgt nach Mitte April, wenn die Tage länger als 14 Stunden sind. Aussaaten nach Mitte April können bis zu 25% weniger Ertrag einbringen. Bei wirklich früher Aussaat kann man noch auf den gefrorenen Boden sähen. Andreas zum Beispiel sät manchmal schon in den Märzschnee. Hier kommt mit dem Schmelzen des Schnees der Samen in guten Bodenkontakt und kann die Winterfeuchte gut ausnutzen (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 44).

Rudolf Marchart, mit dem ein Experteninterview geführt wurde, hebt die Wichtigkeit der Assimilationsfläche hervor. Die Assimilationsfläche ist abhängig vom Zeitpunkt der Saat. Bei Frühaussaat Mitte März liegt die Vegetationszeit des Schlafmohns zwischen 154 Tagen, bei Spätaussaat Anfang Mai bei 108 Tagen. Wird der Mohn später angebaut, wird er zur selben Zeit reif wie früh angebaute Mohn. Allerdings muss man mit Ertragseinbußen rechnen, da er weniger Blattwerk bilden kann und dadurch die Assimilationsfläche geringer ist, wodurch weniger Sonne aufgenommen werden kann.

Im konventionellen Anbau, wie ihn Andreas betreibt, ergeben 70 bis 90 Pflanzen pro Quadratmeter, bei einer Reihenweite von 20 bis 30 cm, einen optimalen dichten Pflanzenbestand. Die Reihenweite entspricht dabei in etwa dem doppelten Getreideabstand.

„Bei einem angenommenen Feldaufgang von 80% müssen demnach 90 bis 110 Mohnsamen je Quadratmeter ausgesät werden. Das entspricht einer Saatmenge von 500 bis 700 Gramm pro Hektar. Saat auf einfachem Getreideabstand (12 bis 15 cm) ist aber auch ohne Ertragseinbußen möglich, wenn man die Saatmengen um rund 200 g/ha mindert. Sonst stehen die Pflanzen zu dicht und behindern sich gegenseitig beim Wachsen“ (Ahrens und Sneyd 2000: 45).

Andreas, Edith, Elisabeth und Stefanie legen besonderen Wert auf den Eigennachbau. Elisabeth verwendet pro Hektar 35 dag für den Anbau. Mittlerweile ist es so, dass Elisabeth:

„...absichtlich stärker anbaut, weil wir unseren Samen wieder selber angebaut haben und kein original Saatgut, weil uns auch wichtig ist, dass wir wieder Samen nachbauen können. Jetzt haben wir ihn halt ein bisschen stärker angebaut, haben 70 dag angebaut, ist ja auch nicht viel, nicht wahr?“ (Elisabeth)

Ein Eigennachbau steht hier für Unabhängigkeit von der Agrarindustrie und ganz im Zeichen der Demeterphilosophie, wie auch der des organisch-biologischen Landbaus. Im Biolandbau wird auf die


Sortenwahl großen Stellenwert gelegt. Demnach ist es wichtig regional geeignetes, nicht genetisch manipuliertes Saatgut zu gebrauchen (vgl. Jurtschitsch 1990: 103). Originalsaatgut würde 110 Euro das Kilo kosten. In Österreich sind in allen Mohnanbaugebieten Landsorten vorhanden, die gut bewährt sind, weil sie durch Auslese an die jeweiligen Verhältnisse gut angepasst sind (vgl. Schober 1948: 8f.).

„Die Mohnsamen, ist einfach wir machen ein bisschen eine Auslesezüchtung. Da ist erst einmal die Firma Waldland, die hat auch die Sorten Edel-rot und Edel-weiß. Aber sonst so eine riesengroße Züchtung derzeit, würde ich einmal sagen gibt es gar nicht bei unseren Mohnsorten. Es gibt einfach so eine Auslesezüchtung. Das wird immer der schönste, wo man glaubt, die schönsten Kapseln werden hergenommen, für nächstes Jahr wird davon der Mohnsamen wieder angebaut.“ (Andreas)


Neben dem Waldviertler Graumohn bauen Edith, Stephanie und Elisabeth auch noch Weißmohn an, der ein nussiges Aroma besitzt und ein „bissl ein Exot ist“. Blaumohn, auch „Backmohn“ genannt, wird nur vereinzelt kultiviert, da er vor allem als Importware aus Tschechien kommt. Die beiden Graumohnsorten, die im Waldviertel angebaut werden, sind Edel-Weiß und Edel-Rot, benannt nach der landwirtschaftlichen Fachschule Edelhof, die die züchterische Arbeit geleistet hat. Die beiden Waldviertler Graumohnsorten sind Schüttmohnsorten, können sich daher selbst vermehren und händisch geerntet werden. Rudolf Marchart gab im Interview an, dass

„die Eintragung des Waldviertler Graumohns in das Sortenbuch verschiedene Kriterien erfüllen musste. Die Sorte muss homogen (gleich ausschauen) und von anderen zu unterscheiden sein. Sie muss einen landeskulturellen Wert darstellen. Landeskultureller Wert heißt: Wird die Sorte von einem Landwirt angebaut, so trägt das zu ihrem Einkommen und somit zum BIP bei. Damit schützt sich das Sortenbuch von einer Flut an Sortenanmeldungen.“ (DI Rudolf Marchart)

Es gibt ebenso, wenn auch mit geringerer Verbreitung, Wintermohnsorten (vgl. Wiesinger 2003). Ähnlich wie Wintergetreide wird dieser im Herbst des vorhergehenden Jahres ausgesät. Er reift dann 10 bis 20 Tage früher als der Sommermohn und hat außerdem höhere Samenerträge und Ölgehalte (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 32; Grey-Wilson 2000: 26; Nemeth 1998: 223). Andreas hat den Anbau von Wintermohn öfters ausprobiert. Der Anbau hat sich aber nicht rentiert, da der Herbst schon zu kalt ist.

SOMMERMOHN									
									
SORTE, ZÜCHTERLAND	ZULASSUNGSJAHR	BLÜTENFARBE	KAPSEL	KORNFARBE	BLÜHBEGINN	REIFEZEIT	WUCHSHÖHE	LAGERUNG	TAUSENDKORN- MASSE
GELISTETE SORTEN MIT AKTUELLEN ERTRAGS-ERGEBNISSEN									
Edel-Rot, A	1990	rot	Schü	grau	5	5	6	2	4
Edel-Weiß, A	1990	weiß	Schü	grau	5	5	6	3	4
Florian, A	1995	rot	Schl	grau	5	6	7	3	3
Zeta, A	2002	weiß	Schl	blau	3	4	7	2	4
NEU GELISTETE SORTEN MIT AKTUELLEN ERTRAGS-ERGEBNISSEN									
Aristo, A	2005	rosa	Schl	blau	6	7	8	3	4

Schü = Schüttmohn, Schl = Schließmohn

SOMMERMOHN				
				
SORTE	KORNERTRAG IN REL %	FETTGEHALT IN % (TRM)	VERSUCHE	PRÜFZEITRAUM
GELISTETE SORTEN MIT AKTUELLEN ERTRAGS-ERGEBNISSEN				
Edel-Rot	109	+2,0	16	2000 - 2005
Edel-Weiß	97	+1,7	13	2000 - 2005
Florian	100	45,9	17	2000 - 2005
Zeta	93	-1,6	17	2000 - 2005
NEU GELISTETE SORTEN MIT AKTUELLEN ERTRAGS-ERGEBNISSEN				
Aristo	109	+0,2	8	2003 - 2005
Standardmittel, dt/ha	12,2			

Eingetragene Sorten und Ertragsergebnisse

Quelle: AGES 2011

(http://www.baes.gv.at/typo3temp/pics/m_88bbac5f5f.png)

Um diese eben beschriebenen Sorten auszusäen, kann man eine herkömmliche Drillsämaschine mit Feinsärädern verwenden oder mit einer pneumatischen Einzelkornsämaschine arbeiten. Letztere ist auf Grund der hohen Anforderung für die Aussaat am besten geeignet. Der Reihenabstand sollte dabei mindestens 20 und maximal 50 cm betragen (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 45).

Pro Hektar rechnet Grümmer mit 3 kg gut keimfähigem Saatgut. Sät man mit einer Einzelkornsämaschine, benötigt man, wie auch Elisabeth, 350 Gramm Mohnsaat für einen Hektar (Waldland-Betriebs- und Handels-gesmbH Oberwalternreith 1993: 160)

Momentan sind hauptsächlich pneumatische Einzelkornsämaschinen im Einsatz. Sie arbeiten mit der Sogwirkung. Oft werden Maschinen samt FahrerIn vom Maschinenring bestellt. Beim Maschinenring bezahlt man die FahrerIn und den Traktor stundenweise. Laut Elisabeth hat man die Samen früher mit einer Zündholzschachtel gesät. Dabei hat man vorne einen Spalt aufgemacht und die Samen in die Rinnen einreisen lassen. Darüber kommt dann Erde, die man leicht andrückt.

Ausgesät wurde und wird auch heute noch zwischen dem 15. März und dem 15. April. In der Regel ist die Mohnaussaat die erste in einem landwirtschaftlichen Betrieb. Andreas, Edith und Stephanie sähen in der Karwoche. Die BewohnerInnen des Dorfes Armschlag sähen am Tag der heiligen Gertraud. An diesem wird auch ein Fläschchen Mohnöl in die Kirche getragen und um ein gutes Mohnjahr gebeten. Vor allem Hagel und zu viel Regen machen den MohnbäuerInnen oft zu schaffen.

Elisabeth hat durch die Umstellung auf einen Demeterbetrieb auch deren anthroposophische Ausrichtung übernommen. Sie sät nicht mehr traditionell am Karfreitag oder -samstag.

„Mohn kann man ganz zeitig schon anbauen. Wir haben vorher immer am Karfreitag oder Karsamstag meist Karsamstag in der Karwoche, Gründonnerstag bis Karsamstag immer Mohn angebaut. Vorher und jetzt arbeiten wir nach „Maria Thun“, nach dem Thun-Aussaatkalender nach der Konstellationsforschung. Das ist sowas wie ein Mondkalender und da soll man eigentlich an den Kartagen nichts tun und seither machen wir nichts mehr in der Erde und auch wir sind jetzt ein Demeterbetrieb, das wirklich daher vom Kosmos her eben Auswirkungen und Einwirkungen sind und auch aus dem her, dass du sagst, ja an den Kartagen lassen wir den Erdboden jetzt ruhen.“ (Elisabeth)

Hier wird nicht auf Erfahrungswissen zurückgegriffen, sondern eine externe Wissensaneignung betrieben. Im Kalender der Maria von Thun geht es in erster Linie um günstige Arbeitstermine, die in der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise eingehalten werden. Rudolf Steiner, der Begründer biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise, hat seinen AnhängerInnen aufgetragen, Erkenntnisse der Auswirkungen von Gestirnskonstellationen auf die Wurzeln, Blätter und Blüten, zusammenzutragen. Daraus ergaben sich kalendarische Arbeitstage, die sich auf Bodenbearbeitung oder Ernte beziehen. Obwohl es sich bei dem Kalender der Maria von Thun um eine typisch anthroposophische biodynamische Erfindung handelt, wird er auch gerne von anderen BiobäuerInnen und GärtnerInnen zur Anregung verwendet (vgl. Jurtschitsch 1990: 145).

7.7. Pflege und Unkrautbekämpfung

Nach der Düngung und Aussaat kommt die Pflege und Unkrautbekämpfung. Auch hier zeigt sich ein unterschiedlicher Zugang zu den landwirtschaftlichen Arbeitsweisen, die zwischen dem biologischen und konventionellen Bereich differenzieren und wo auch deutlich das Verhältnis zur Natur ausgeprägt ist.

Zu Beginn hat der Mohn ein sehr zartes Wachstum. Dadurch entsteht die Gefahr, dass er durch das schnellere Wachstum der Unkräuter überwuchert wird. Dies kann durch mehrfaches Hacken zu Beginn der Wachstumszeit verhindert werden. Sobald die herangewachsenen Mohnreihen sichtbar werden, kann man mit dem Hacken beginnen. Mit drei Hackvorgängen im Abstand von 2 bis 3 Wochen kann das Unkrautproblem in der Regel gelöst werden (vgl. Grümmer 1955: 10f.). Es gibt mittlerweile auch Bürstgeräte, die das Unkraut zwischen den Mohnpflanzen heraus bürsten.

Ist der Beikrautdruck besonders hoch, muss man aber händisch nachhelfen. Es hilft der Bodendurchlüftung und der besseren Nährstoffaufnahme. Die Standfestigkeit wird ebenso gefördert wie das Wurzelwachstum (ebda.). Mohn vermag es erst bei ausreichender Größe das Unkraut zu unterdrücken. Bei einem Reihenabstand von 20 bis 25 cm ist das etwa Mitte Juni erreicht. Das Aufkommen der Unkräuter kann durch dreimaliges Reihenhacken unterdrückt werden. Das erste Mal hackt man bei Sichtbarwerden der Reihen. Das zweite Mal im Vierblattstadium und das dritte Mal kurz vor dem Schließen der Reihen (vgl. Ahrens und Sneyd 2000: 46).

Elisabeth und Stephanie „healn“ mit einer kurzen Hacke. Mit einer Handhacke wird das Unkraut zwischen den Pflanzen entfernt. Das ist deshalb notwendig, da die Bürst- und Hackgeräte nur längs nach Unkräuter entfernen können, aber nicht zwischen den Pflanzen. Da im biologischen Landbau keine Spritzmittel erlaubt sind, muss das per Hand geschehen.

Die Arbeit ist sehr langwierig und zeitraubend, weswegen es fraglich ist, ob Elisabeths Sohn, der den Hof übernehmen soll, den Mohnanbau noch weiterführen wird. Stephanie erzählt von einem Spruch, der auf die aufwändige Arbeit, die der Mohn macht, eingeht.

„... am Anfang steht man noch leicht gebückt. Irgendwann tut dann das Kreuz weh, sodass man sich niederkniet und wenn die Knie auch nicht mehr mitmachen, dann liegt man so schief in den Zeilen drinnen und dann kommt dieser Spruch zu tragen: Die Weiber kommen im Mohn zu liegen.“ (Stephanie)

Mit dem „healn“ verbindet vor allem Elisabeth das BäuerInsein. Der direkte Umgang mit der Erde, das Fühlen und Ertasten lässt sie in eine tiefe Verbundenheit mit ihrer Umwelt eingehen. „Des is no

wirklich Bauer sein“, sagt sie, also eine traditionelle Bearbeitungsmethode. Der Umgang mit ihrem Hackgerät vermittelt ihre Werte, Aktivitäten und ihren Lebensstil. Durch die Verschmelzung mit dem Hackgerät entsteht nach Horkheimer eine eigenständige Dynamik. Er bemerkt, dass Geräte Fortsätze menschlicher Organe sind. Das führt wiederum zum Umkehrschluss, dass auch Menschen Fortsetzungen von Geräten sind. Dinge werden damit zu Körperteilen. Die Annahme, dass Objekte Eigentum sind, dass man als Mensch Oberhand hat über das Gerät, versucht er damit zu widerlegen. Mit Bezug darauf spricht er von Anthropomorphismus, einer Vermenschlichung von Geräten (vgl. Dant 2005: 60-69). Der Umgang mit dem Ding wie auch die Bedeutung durch das Ding sind geprägt durch die Handhabung des Menschen, in dem Fall Elisabeth.

Die hier dargestellten Pflegemaßnahmen sind auch verbunden mit dem Umgang mit Schädlingen oder Krankheiten. In der Praxis wird im Waldviertel der Mohn nur selten von Schädlingen oder Krankheiten befallen. Viel eher können Schäden durch Hagel oder Spatzen dem Mohn gefährlich werden (vgl. Grey-Wilson 2000: 27f.). An und für sich ist der Mohn recht sensibel, was eine Bekämpfung der Schädlinge mit Herbiziden angeht. In der Regel beugt man Schädlingsbefall mit einer geordneten Fruchtfolge vor. Die Fruchtfolge zur Schädlingsbekämpfung ist vor allem im biologischen Landbau sehr wichtig. Grundsätzlich sollte so früh wie möglich ausgesät werden. Felder, die zum Beispiel erst nach der zweiten Aprilwoche mit Mohn bebaut werden, sind durch den Erdfloh besonders gefährdet, weil dieser besonders wärmeliebend ist. Wenn der Boden aber noch keine 10 Grad hat, „hupft er auch nicht“.

Um gegen Schädlinge vorzugehen, kann man auch eine Saatgutbeizung vornehmen. Dafür werden Inhaltsstoffe einer Urform der Chrysantheme verwendet, die heute synthetisch hergestellt werden. Wenn der Samen keimt, nimmt er über die Blätter das Gift auf. Das hält circa zwei Wochen an und in diesen zwei Wochen hat sich die Pflanze soweit entwickelt, dass der Erdfloh kein Problem mehr ist. Wenn die Pflanze einmal „sticht“ (sprießt), dann wächst sie dem Schädling davon.

„Beizung ist Spritzung vorzuziehen, weil man da einfach sehr wenig Pestizid braucht und weil man das gezielt dort hinbringt, wo es hingehört. Ich bin ein großer Fan von Saatgutbeize im konventionellen Bereich, weil das einfach pflanzenbaulich und ökonomisch sinnvoll ist.“ (Rudolf Marchart)

7.8. Ernte

Der Waldviertler Graumohn ist ein Schüttmohn. Das heißt, er hat oben unter der Narbe kleine Öffnungen, durch die man den Mohn händisch herausschütteln kann. Vom Ertrag her kann man davon ausgehen, dass bei biologischem Anbau 500-800 kg je Hektar und bei konventionellen 800-900 kg je Hektar geerntet werden können.

Die Anzahl der Kapseln pro Pflanze und Quadratmeter sind wesentlich wichtigere Ertragsfaktoren als die Kapselgröße. Die Ernte lässt sich ab Ende Juli bis Mitte August einfach durch das Schütteln der Kapseln feststellen. Rascheln die Mohnsamen in der Kapsel, sind sie reif. Wird zu zeitig geerntet, schrumpfen die Samen und liefern einen geringen Ölertrag (vgl. Ahrens & Sneyd 2000: 52).

Mohnsaat ist im Allgemeinen sehr empfindlich gegenüber mechanischen Belastungen. Es ist also besonders wichtig „weich“ zu dreschen. Kleinste Haarrisse im spröden Mohnsamen können zum Ölaustritt führen und damit ranzig werden. Bei blinden geschlossenen Kapseln sollen die Kapseln lediglich leicht aufgeschlagen werden. Wichtig ist mit einer geringen Trommeldrehzahl zu dreschen um den Vorgang möglichst ruhig zu gestalten (ebda.).

Mohn kann neben der händischen Ernte auch durch unterschiedliche Mähdrescher geerntet werden, wie es Stephanie erklärt.

„In circa 50-80 cm von oben hinab wird der Mohn abgemäht, kommt auf einen Planeneinzug hinein und drinnen laufen zwei Walzen im Abstand von 1 cm, die was nur die Kapsel andrückt, nicht, dass das Samenkorn beschädigt wird (ranzig wird). Die Kapsel bricht dann auf, der Samen kann dann herausrieseln. Der wird dann bei dem Rüttler, Schüttler wird das nochmal geschüttelt, dass der Mohn hinunterrieselt und wird dann im Bunker zusammengesammelt und die Ernterückstände, sprich die kaputte Kapsel kommt hinten aufs Feld hinaus und wird als Ernterückstand eingearbeitet. Das ist der Mohnquetscher. Dann gibt's einen zweiten, das ist der Mohnsammler. Der funktioniert ähnlich. Die Kapsel wird wieder in 50-80 cm von oben hinab abgemäht kommt auf einen Planeneinzug hinein und drinnen ist an und für sich nur ein Bunker, wo das zusammengesammelt wird. Zuhause im Stadl hat man dann eine große Plane aufgebretet. Da wird das Ganze dann hingekippt. Das ist der Vorteil man hat alles zuhause im trockenen und dann beginnt die Aschenputtelarbeit. Es werden der Samen und die Kapsel voneinander getrennt. Der Vorteil ist, dass alles im Trockenen ist. Bei der Variante kann man auch die Kapseln auch verkaufen. Also es gibt drei Arten: die händische, die maschinelle mit

dem Quetscher, wo nur der Samen geerntet wird und der Sammler, wo die Samen und die Kapseln dann da sind.“ (Stephanie)

Sind keine Spezialmähdrescher vorhanden, muss lt. Greßl (1992) bei einer konventionellen Methode auf Folgendes geachtet werden:

- Motordrehzahl des Mähdreschers reduzieren
- Dreschkorb so weit öffnen, dass die Kapseln gerade noch zerschlagen werden (2-3 cm)
- Drehzahl der Dreschtrommel auf ein Minimum reduzieren (ca. 150U./min)
- Schüttler und Winde (Reinigung) so einstellen, dass gebrochene Kapselteile im Ernteprodukt verbleiben.

Mohn der mit konventionellen Getreidemähdreschern geerntet wird, ist meistens mehr beschädigt als jener, der mit der Hand geerntet wird. „Bei einer Ernte mit konventionellen Getreidemähdreschern schwanken die Anteile an beschädigten Körnern durchschnittlich zwischen 2 und 10%. Oft sind die Körner nicht ganz gequetscht, sondern die Samenoberfläche nur leicht beschädigt, wobei Fette an die Samenoberfläche heraustreten können“ (Greßl 1992: 106) Im Kleinbetrieb erfolgt die Ernte des Mohns durch das Abbrechen der Kapsel mit der Hand. Je nachdem, ob der Mohn ein sehender oder ein blinder Mohn ist, wird die Kapsel aufgebrochen oder der Mohn aus der Kapsel geschüttelt.

„Da hat jeder seine eigene Weisheit. Der eine machts mit der Gartenschere, der andre mit Messer oder der andre mit einer Zwickzange. Da wird immer ein Bund abgeschnitten, über den Kübel gehalten und geschüttelt. Die Ernte von Hand ist die beste, die schonendste aber eine sehr zeitaufwendige Methode, dass, wer von Mohn leben muss, sich diese Handarbeit kaum mehr leisten kann.“ (Edith)

Dennoch wird die händische Ernte auch aus Traditionsgründen hoch gehalten. Die Dorfgemeinschaft in Armschlag hat einen Mähdrescher in einen Mohndrescher umgebaut. Da aber beim Dreschen nicht wie bei der Hand der Reifegrad unterschieden werden kann, muss gewartet werden, bis alle Kapseln des Feldes ausgereift sind. Eine nervenaufreibende Zeit ist damit verbunden, denn Regenfälle in diesen Tagen können die Ernte zu Nichte machen.

Blinder oder geschlossener Mohn kann auch in flache Kisten geschüttet und zertreten werden. Ist das Erntegut durch Kapselreste verunreinigt, so kann man es durch eine Windfege oder ein Sieb reinigen. Wichtig ist, dass die Samen nach der Ernte noch nachtrocknen.

Bei den untersuchten Betrieben ist die Ernte in jedem Fall eine Familienangelegenheit.

„Wir sind einfach ein Familienbetrieb, ja dann die Kinder genau so eingespannt und bei der Ernte das ist einfach das Grundprinzip von uns, da müssen alle zusammenhelfen, ja, da heißt's einmal 14 Tag raus jetzt und da muss uns jeder draußen also helfen dann.“ (Stephanie)

„Da ist so ein Familienklan, da hilft man zusammen, wo gerade Not am Mann ist. Beim Mohnjäten, beim Mohnhacken und bei der Ernte tu ich helfen. Gibt keine Trennung durch. Durch das, dass wir alle Nebenerwerbslandwirte sind, heißt's, wenn die Zeit da ist, dass der Mohn irgendeine Pflege braucht, tun wir eh zomgreifen.“ (Edith)

Der Mohn als materielle Kraft ist verbunden mit sozialen Beziehungen, aus denen eine Gemeinschaft hervorgeht. Man hilft sich nicht nur gegenseitig in der Familie, sondern auch überbetrieblich. Die traditionelle Erntetechnik wird hoch gehalten und nur in Ausnahmefällen werden Mähdrescher eingesetzt. Das heißt, dass das Ernten in der Gemeinschaft nicht nur aus der Not heraus geschieht, sondern eine bewusste Entscheidung ist und vor allem im Biolandbau mit einer Lebenseinstellung verbunden ist.

8. Produktveredelungen

Neben dem Mohn als Reinprodukt wird er in Folge des Produktionsprozesses auch veredelt. Mohn kann vielseitig verwendet werden. Die MohnbäuerInnen zeichnen sich dabei durch eine hohe Innovationsfreude oder –bereitschaft aus. Es wird sehr viel herumexperimentiert und Neues ausprobiert. An Kulinarischem gibt es unter anderem traditionell: Mohnnudeln, Mohntorte, Mohnzelte und Mohnstrudel. Im ortseigenen Mohnwirthaus in Armschlag gibt es auch Mohneis, Mohnschokolade, Karpfen in der Mohnpanade, Mohnpesto, Mohnbrot, Mohnkäse usw. Mohn ist fast allem beizusetzen und es werden ständig neue Dinge erfunden. Mohn ist auch als Beigabe in Seifen, Shampoos, Cremes und Massageölen zu finden. Laut Stephanie zeichnet sich der Mohn durch eine besonders pflegende Wirkung aus. Mohnöl wurde früher auch als Mittel gegen Rheuma angewandt und in Kirchen für die Beleuchtung genutzt, da es weitgehend geruchlos ist.

Die Produkte, die abseits des eigenen Verzehrs verarbeitet werden, unterliegen Kontrollen. So werden Seifen und andere Sachprodukte nicht direkt von den BäuerInnen hergestellt, sondern in Auftrag gegeben. Die Produkte werden dann aber wieder direkt vor Ort verkauft. Generell lassen sich alle Teile des Waldviertler Graumohns auf irgendeine Weise verwenden. Bei der Verarbeitung steht der Samen im Mittelpunkt. Mohnöl eignet sich als Anstrich- oder Malerfarbe, und wie schon erwähnt für Seifen und Massageölprodukte. Mohnschrot ist ein gutes nahrhaftes Futtermittel. Und die verschiedenen Alkaloide, wie zum Beispiel Morphin oder Codein, können extrahiert werden um Schmerzen verschiedenster Art zu stillen. Mohnkapseln können in der Floristik verwendet werden und verholzte Stängel zu Briketts gepresst und im Verbrennungsofen verheizt werden.

Im Grunde wird der Mohnsame in drei Aggregatzuständen weiter verarbeitet: roh, gequetscht oder gepresst. Mohn sollte auf keinen Fall im Mixer oder in einer Kaffeemühle verarbeitet werden.

Andreas produziert auf seinem Hof Mohnöl, darunter Graumohnöl, Blaumohnöl und Mohn-Basilikumöl. Er hat eine eigene Schneckenpresse, die im Unterschied zur Mohnquetsche die Samen nicht nur andrückt, sondern das ganze Öl herausholen soll.

„Das ist einfach so wie eine Schneckenpresse. Das heißt, der Mohn kommt in einen Trichter, im Trichter ist eine Schnecke, die fördert zum Presskopf nach vor, dort wird er zermahlen, das Öl tritt in der Schnecke zurück und bei den Poren kommt das Öl heraus, schon mal grob gereinigt und dann rinnt das also in einen Behälter und dann wird's noch einmal gefiltert.“ (Andreas)

Eine Mohnmühle, auch Mohnquetsche, ähnelt in Prinzip einem Fleischwolf. Früher verwendete man traditionell einen Mohnmörser oder Mohnstößel.

9. Vermarktungswege

Die Frage ist hier, wie die Produkte an ihre EmpfängerInnen gelangen und welche Möglichkeiten die BäuerIn hat Vertriebswege aufzubauen?

Was die Vermarktung des Mohns angeht, so gibt es einen hohen Anteil an Direktvermarktung. Die MohnbäuerInnen aus Armschlag vertreiben ihren Mohn ausschließlich über Direktvermarktung.

„Zum Abhof-Verkauf zählt die Selbstabholung der Waren durch den Konsumenten in eigens eingerichteten Räumen, wie auch die Form des Urlaubs auf dem Bauernhof oder der Buschenschank, bei denen die Produkte vom Konsumenten direkt am Hof verzehrt werden“ (Jurtschitsch 1990: 75).

An und für sich suchen viele BäuerInnen nach Eigenlösungen, wenn es um den Vertrieb ihrer Ware geht. Die BäuerInnen aus Armschlag haben es aber geschafft ein überbetriebliches kollektives Auftreten zu aktivieren. Sie haben in ihrem Ort ein gemeinsames Verkaufslokal eingerichtet. Viele DorfbewohnerInnen beteiligen sich am Vertrieb von Mohn über das Backen von Mehlspeisen, wie Mohntorten, Mohnstrudel und vor allem Mohnzelten, eine herausragende Spezialität im Waldviertel. Hausgemacht ist hier die Devise. Alle befragten BäuerInnen sind im Direktvertrieb tätig, allen voran die BiobäuerInnen. Von Vorteil ist es, dass die BäuerInnen die Betriebszeit selbst vorgeben können, wodurch sie eine präzisere Auslastung erreichen. Stephanie erwähnt die positiven Seiten des Direktverkaufs. Es ist vor allem die Möglichkeit vorhanden, KundInnen persönlich kennen zu lernen und Informationen auszutauschen. Es kommt direkt Feedback zurück. So kann auf Wünsche und Kritik eingegangen werden.

Elisabeth hat für ihre Produkte einen Raum eingerichtet. Der Abhof-Verkauf zählt zu ihrer Lebensphilosophie. Durch den direkten Kontakt mit KundInnen kann sie diese Lebensphilosophie auch gleichzeitig vermitteln. Doch so sehr sich der Abhof-Verkauf auch für sie bewährt hat, bedeutet er nach Jurtschitsch letztendlich auch einen Mehraufwand. Der Raum muss zur Verfügung stehen, Verkaufsfläche, Verpackungsmaterial, Waage, Sauberhaltung, Wartung, oft zusätzliche Verarbeitungstätigkeiten, wie Brot backen etc. Vor allem von Frauen kommen immer mehr Einwände, da dieses Geschäft vor allem sie betrifft (vgl. Jurtschitsch 1990: 80).

Allerdings können durch die Veredelung der Rohprodukte aus biologischer Landwirtschaft BäuerInnen höhere Einnahmen für ihre Waren generieren. Die Weiterverarbeitung ihrer Erzeugnisse als eine Serviceleistung gegenüber den KonsumentInnen hat sich als Einkommensquelle gut erschlossen (vgl.

Jurtschitsch 1990: 87). Ländliche Verarbeitungsmethoden sollen dabei besonders für Authentizität bürgen und so positive Imaginationen und Einstellungen der KonsumentInnen hervorrufen.

Elisabeth backt Brote und auf Bestellung Mohnzelte. Auch Marmeladen, Müslimischungen ua. werden sowohl Ab-Hof wie auch auf einem Viktualienmarkt verkauft. Abgefüllt wird am Donnerstag und gebacken am Freitag. Samstag findet dann der Markt statt. Am Markt ist Elisabeth oft mit Preisproblemen konfrontiert. So gibt es andere „Standler“, die Mohn aus konventionellem Anbau anbieten und weit unter dem Preis von Elisabeth verkaufen, die den Mohn in Handarbeit heranzog. Das ist zwar ein Problem, aber bis jetzt schätzen es die KundInnen noch. Der höhere Preis ist bestimmt durch einen höheren Arbeitsaufwand bei der Produktion, höhere Qualität der Produkte und eine relativ größere Nachfrage bei geringeren Erträgen.

Die Entfernung zu kaufkräftigen KundInnen abseits der Direktvermarktung ist manchmal ein Problem. Die ArmschlägerInnen verkaufen zwar ihre Produkte alle am Hof, bewerben aber ihre Ware vor allem im urbanen Raum in Wien oder Zwettel um BesucherInnen anzulocken, die im Idealfall einen Ausflug mit einem Einkauf von Mohnprodukten verbinden sollen. Privat- und Busreisen sind hier neben IndividualtouristInnen zu erwähnen. Auch Betriebs- und Schulausflüge sollen zu weiteren Besuchen anregen.

Die Vermarktung der ArmschlägerInnen reicht bis nach Wien. Auf der Messe „Waldviertel Pur“, zum letzten Augustwochenende, werden Produkte verkauft und für das Dorf geworben. Im Dorf gibt es zum Einkauf für die Besucher den Mohnbauernladen, die Mohnmühle Weinmann, das Mohnwirtschaus und der „Mohn-Amour“ Shop im Internet. Dort gibt es neben dem Mohn als Kulinarika auch Pflegeserien, die aus Massageöl, Haarshampoo, Duschgel, Hautcreme, Gesichtscreme und Seife bestehen.

„Angfangen haben wir eigentlich, da sind wir ein bisschen auf die Weihnachtsmärkte gefahren, haben ein bisschen eine Werbung gemacht mit der Mundpropaganda ist das weiter gegangen und das nach Wien irgendwie gekommen und dann sind Leute von Wien gekommen. Wir haben dann auch nicht geschlafen und haben dann Prospekte erzeugt und waren dann auch durch das die Leute hellhörig geworden sind in Fernsehbeiträgen und Zeitungsinterviews, Krone, Kurier drinnen und so hat sich das klein aufgebaut.“ (Stephanie)

„Die Messe Waldviertel Pur in Wien, das ist immer am letzten Augustwochenende am Heldenplatz. Da kommen die waldviertler Bauern und bieten Produkte an, machen viel Werbung,

damit im Sommer auch Gäste kommen. Dann haben wir eine Auswahl von unserer Produktpalette von der Mehlspeise, Kosmetikserie, Porzellan, Tischwäsche usw.“ (Edith)

Bei den Befragten gab es kaum Beziehungen zum Einzelhandel in Form von Reformläden oder Naturkostläden. Die Ernte wird fast ausschließlich direkt vermarktet. Nur Andreas liefert an größere Handelsketten wie Spar und Nah & Frisch. Er exportiert auch ins Ausland, in Naturkostläden und hier vor allem die weiterverarbeiteten Produkte, wie Öle, Pesto, Mohnschokolade, Mohnliköre, Mohnseifen usw.

Die Nachfrage nach Mohn ist so groß, dass alle Befragten von Versorgungsengpässen betroffen sind. Vor allem wenn schlechte Ernten sind muss die Firma Waldland, die im Besitz des Sonderkulturreinvereins ist, einspringen um genügend Nachschub an Mohn zu haben. Das betrifft vor allem die ArmschlägerInnen, die zwar alle Mohn anbauen, aber auf relativ kleiner Fläche.

Die Warenvermittlung abseits des Abhof-Verkaufes passiert über Mundpropaganda und Werbung in Zeitung und Fernsehen. Durch die Einbindung in verschiedene Verbände, wie Demeter oder Ernte-Verband ergeben sich ebenso Markenschutzzeichen, die es vermögen, als Attribut zum Produkt, die Nachfrage zu steigern.

Ganz wichtig ist auch die Internetpräsenz der ArmschlägerInnen. Die Seite (<http://www.mohndorf.at/>) wird laufend aktualisiert und erweitert. Es sind via Live-Kamera die Mohnfelder in ihrem Wachstumszyklus zu beobachten.

Eine weitere wichtige Institution neben dem Mohndorf Armschlag ist der Mohnhof der Fam. Greßl in Haid bei Ottenschlag. Andreas betreibt dort ein Mohnmuseum. Er sprach sich beim Interview dafür aus, die Mohnblüte wie die Tulpenblüte in Holland populär zu machen. Dem entsprechend hat er ein „wahres Imperium“ aufgebaut. Er bietet eine ungeheure Produktvielfalt an und lädt unter der Woche täglich dazu ein sein Mohnmuseum zu besuchen. Er will mit dem Museum Geschichte vermitteln und einen Zugang zu seinem Produkt herstellen, indem er die BesucherIn mit medialen Mitteln unterhält. Er sagt:

„Vermarktung ist immer das schönste, wann ma sagt immer wann ma Geschichte hat ja und dann kommt der Tourismus ja und dann fängt das zum Laufen an, ja weil das Schönste ist immer, das sag ich, wenn der Mohn blüht. Da kommt zum Beispiel von Wien ein Besucher in das Waldviertel und der schaut sich die Mohnfelder, geht z'mittag zu einem Wirt essen ein Mongrichtl ja und dann tut er vielleicht a Nachmittag irgendwo beim Mohnbauern oder so

*wies wir sind einkaufen, nachher ein paar verschiedene Mohnprodukte, ja dann rennt das.“
(Andreas)*

Die bereits erwähnte Firma Waldland, als dritte waldviertler Mohninstitution, springt bei Versorgungsempässen ein. Die Firma ist Hauptabnehmerin für Mohn im Waldviertel und liefert auch an GroßhändlerInnen, hat aber eine eigene Backstube, wo Mohnmehlspeisen hergestellt werden. Geliefert wird in viele Reformläden und auch in eigene Waldlandshops in Wien. Die AbnehmerInnen des Mohns sind vor allem in Österreich beheimatet. Eine Großabnehmerin ist die Firma Diamant, die eine große Backmittelerzeugerin ist und ihren Sitz in Oberösterreich hat. Sie stellt Mohnfüllungen her und liefert diese dann wieder an kleinere AbnehmerInnen, zum Beispiel an die Firma Darbo.

Die eigene Backstube verbraucht in etwa 20 Tonnen Mohn pro Jahr. Damit werden Mohnstrudel, Mohnzelten oder Mohngebäck hergestellt. Im Waldlandshop selbst wird Mohn in ganzer Form oder gequetscht verkauft. Gequetscht ist der Mohn allerdings nur eine Woche haltbar, weswegen er in Form der Füllung mittels Zucker konserviert wird. Damit wird dann zum Beispiel die Bäckerei Mann versorgt.

Die MohnbäuerInnen haben durch ihre hohe Innovationsbereitschaft viele Wege gefunden ihre Produkte abzusetzen. Sie schaffen das durch individuelle Lösungen, wie auch durch kollektive Vermarktungsstrategien. In weitere Folge ist die Frage nun, welche weiteren Verknüpfungen oder Ideen den Mohn interessant für die KonsumentInnen machen können?

10. Vermarktungsstrategien

10.1. Markenschutz und Authentizität

Der Waldviertler Graumohn weist viele Siegel auf, die ihn zu etwas Besonderem machen sollen. Die Siegel oder Marken sollen der KäuferIn Informationen über das Produkt vermitteln. Da KäuferInnen nicht befragt wurden, können hier nur Vermutungen angestellt werden, die das Wechselspiel zwischen Branding oder Labeling mit Authentizität zeigen sollen.

In Österreich hat die Schaffung regionaler Marken lange Tradition. Sie fußt auf Direktvermarktungs- und Regionalvermarktungsinitiativen Ende der 1970er Jahre. Sie beruhen vorwiegend auf Aktivitäten engagierter Einzelpersonen mit alternativ-urbanem Background. Im Speziellen betrifft das benachteiligte landwirtschaftliche Regionen, wie das Waldviertel eine ist. Es geht darum die betriebliche Wertschöpfung mit gezielten Vermarktungsprojekten zu verbessern. Markengeschützte Produkte, vor allem aus dem biologischen Landbau, finden über regionale Initiativen, die sich einem Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung verpflichtet fühlen, im Rahmen von Regionalmarketinginitiativen den Weg zu städtischen KonsumentInnen (vgl. Groier 2007: 3).

Um der KundIn Authentizität zu vermitteln, können verschiedene Labels oder Brandings bei der Vermarktung des Waldviertler Graumohns hilfreich sein. Auf EU-Ebene gibt es über eine Verordnung die Möglichkeit landwirtschaftliche Produkte in Verbindung mit ihrer Herkunft zu „labeln“. Dabei gibt es zwei Kategorien: Die *Geschützte Ursprungsbezeichnung* (g.U.) und die *Geschützte geographische Angabe* (g.g.A.). Der Waldviertler Graumohn ist eine geschützte Ursprungsbezeichnung. Diese verfolgt mehrere Zielsetzungen, die Authentizität vermitteln wollen.

- Förderung der Diversifizierung der agrarischen Produkte – Qualität statt Quantität
- Schutz regionaler Bezeichnungen vor Missbrauch und Imitation
- Hilfestellung für die KonsumentInnen – Produktwahrheit
- Unterstützung von Marketingaktivitäten (vgl. Groier 2007: 5)



Abbildung 1 Geschützte geographische Angabe



Abbildung 2 Geschützte Ursprungsbezeichnung

Markenauthentizität ist verbunden mit der Wahrhaftigkeit des jeweiligen Produkts. Das heißt, dass sich die Marke nicht anders darstellt, als sie es ist. Mit Bezug zum Waldviertler Graumohn eröffnen sich dadurch Attribute, wie ursprünglich, natürlich, bodenständig, regional und damit ortsauthentisch.

In der Praxis sind die zwei hier dargestellten Herkunftssiegel bei den KonsumentInnen in Österreich wenig bekannt. Viel mehr bürgen das AMA-Gütesiegel und vor allem die Marken der Bioverbände für Qualität und Authentizität, wie zum Beispiel die Logos DEMETER oder BioAustria-Verband (früher Ernteverband). Der Markenschutz weist in Österreich seit den 1970ern eine relativ lange Tradition auf und gewinnt immer mehr an Bedeutung (vgl. Groier 2007: 27).

Marketing ist eine Form der Kommunikation. Die ArmschlägerInnen setzen klassische Werbung durch Rundfunk, Fernsehen und Internet ein. Auch Verkaufsveranstaltungen vor Ort oder auf größeren städtischen Märkten helfen der Vermarktung. Über die Mohnblüte kommt es zu einer ästhetischen Bildproduktion, die Authentizität vermitteln und auch zum Tourismus anregen soll (siehe nächstes Kapitel).

10.2. Tourismus

Eine weitere Vermarktungsstrategie wäre der Tourismus. Welche Arten des Tourismus können tätig sein? Welche Wege werden gegangen und wie werden diese angewandt? Die Anthropologie konzentriert sich dabei auf das soziale Verhalten und Handeln von Individuen und Gruppen im Rahmen eines Austausches zwischen Gästen und GastgeberInnen.

Im Mohndorf Armschlag, aus dem Edith und Stephanie kommen, hat man den Tourismus aktiv in Gang gesetzt. Zuerst war es nur der Verkauf von Produkten auf Märkten, der potentielle Gäste auf

den Mohn aufmerksam machte und einige dazu veranlasste das Dorf zu besuchen. Nicht nur die Produkte selbst spielen im Fremdenverkehr in Armschlag eine Rolle, sondern auch Public Relations und (Öffentlichkeitsarbeit) und Sales Promotion (Verkaufsförderung) sind hervorzuheben. Das wird neben dem Verkauf auf Märkten auch durch verschiedene Fernsehauftritte und Artikel in Zeitungen bewerkstelligt. Dadurch sollen bei den Gästen Sympathien gewonnen werden (vgl. Prasch 1990: 63f.).

Wie schon in den Kapiteln zu Brauchtum und Tradition erörtert, ist es die Retraditionalisierung, die neue Bräuche einführt und den BesucherInnen zugänglich gemacht wird. Wichtige Tourismusmagneten sind unter anderem der bereits öfters erwähnte, Mohnkirtag, der Mohnblütensonntag, der Mohnstrudelwandertag usw. An diesen Tagen werden Trachten getragen, die Blasmusikkapelle spielt und traditionelle Gerichte werden gereicht. Wichtig sind in jedem Fall die touristischen Bezugspunkte Kultur und Unterhaltung. Der Fremdenverkehr in Armschlag bietet Brauchtum als Konsumgut. „Somit ist das Brauchtum aus der Sicht des Fremdenverkehrs zum Marktartikel geworden und somit Bestandteil des Marketinginstrumentariums, unter dessen „Produktgestaltung“ ein Teilbereich auch Brauchtum (...) und Kunst bezeichnet wird“ (Prasch 1990: 63). Die Mohnfesttage könnte man nach Prasch als Schaubräuche bezeichnen, beziehungsweise sind sie von „Brauchtumsprofis“ dazu gemacht worden.

Das Brauchtum in Armschlag, in Form des verwandten Begriffes Folklorismus, ist wesentlicher Bestandteil des touristischen Marketings. Prasch fasst den Folklorismus in Verbindung mit dem Tourismus und dem Fremdenverkehr als Regionalismus auf.

„Ausgangspunkt der These ist die Annahme, daß die Regionalkultur durch den Tourismus aufgelöst wird. Gleichzeitig mit dem Auflösungsprozeß setzt die Identitätssuche der Bewohner der Fremdenverkehrsregion und die Suche der Besucher (Urlauber) einer Region nach der Regionalkultur des besuchten Gebietes ein. Ersetzt wird die bereits abgekommene Regionalkultur durch Regionalismus, das heißt durch die Schaffung von Abzeichen und Symbolen für eine bestimmte Landschaft“ (Prasch 1990: 71).

Das trifft, wenn auch mit Abschlügen, auf die ArmschlägerInnen zu. Symbol ist hierbei der Mohn in Verbindung mit bäuerlicher Kultur, die aufgrund des Rufes des Waldviertels als agrarisch geprägtes Gebiet, Ursprünglichkeit vermitteln soll. Dadurch werden bei der BesucherIn verschiedene Assoziationen freigesetzt, die ihr Interesse an dem Produkt wecken soll. Das Schlagwort hier könnte sein „alt-eingesessen“, was sich sehr gut mit Regionalismus und Tradition verbinden lässt. Der Prozess beziehungsweise der Akt des „aufs Land kommen“ ist mit der Ankunft in einer assoziativen Welt verbunden.

Stephanie erzählt, wie sich die BesucherInnen mit der Zeit gewünscht haben, die Mohnblüte zu erleben. Daraufhin wurden so genannte „Mohnapartments“ geschaffen, bei denen sich von der Mohnblütenbettwäsche bis zu Mohnseife alles um den Mohn dreht. Das längste Mohnbild der Welt, wie auch ein Mohngarten, der durch unterschiedliche Bepflanzung das Auge der BetrachterIn über die eigentliche Blütenphase hinaus erfreuen soll sind Innovationen, die mit Hinblick auf den Tourismus, in Gang gesetzt wurden.

Armschlag hat es geschafft als Themendorf Fuß zu fassen. Anzumerken ist, dass die Initiativen von den ArmschlägerInnen selbst ausgehen. Die vorherrschende Meinung in der Anthropologie des Tourismus ist, dass die Gäste durch ihren Einfluss auf die „GeberInnen“ zum kulturellen Wandel beitragen. Das wird oft als negativ erachtet. In diesem Fall sind es aber die ArmschlägerInnen selbst, die durch Einführungen von Bräuchen und neue Innovationen, den Tourismus lenken und organisieren.

Tourismus spielt sich in diesem Beispiel auf einer anderen Ebene ab. Oft wird von den AnthropologInnen das Ungleichgewicht zwischen GastgeberInnen und Gästen betont. Hier aber kann man von einer selten vorkommenden Win-Win Situation sprechen, da die ArmschlägerInnen selbstbestimmt und lenkend auftreten. Der Tourismus ist auch nicht bloß gastzentriert sondern auch Ausdruck der eigenen Identität, die zelebriert und inszenierend zu Schau gestellt wird.

Es gibt verschiedene Formen der Interaktion zwischen TouristInnen und GastgeberInnen. Andreas zum Beispiel betreibt ein Mohnmuseum, das an seinen Hof angeschlossen ist. Die mediale Vermittlung steht im Vordergrund. Entstanden ist alles mit einer Sammlung von Mohnquetschen und geendet hat es in einer Erzählung von Geschichten über den Waldviertler Graumohn. Das Mohnmuseum besteht aus zwei Stockwerken. Im unteren befindet sich ein Verkaufsraum für die unzähligen Produkte und oben befindet sich das Museum. Es ist ein Raum, in dem eine überdimensionale Mohnkapsel steht und neben einer Filmleinwand auch Schau- und Informationstafeln hat. Andreas hat eine touristische Attraktion mit einem Ab-Hofverkauf verbunden.

Es kommen vor allem viele Busreisende vorbei. Das sind oft Schulbusse oder auch BetriebsausflügerInnen. Andreas erzählt, dass viele Schulkinder mit ihren Eltern wieder kommen, weswegen er auch Führungen, besonders für Schulkinder, anbietet. In diesem Sinne könnte man von Bildungstourismus reden. Es geht um den einseitigen Erfahrungs- und Entdeckungswert der TouristInnen.

„Essentially, tourism is about experience of place. The tourism „product“ is not the tourist destination, but it is about, experience of that place and what happens there: [which is] a series of internal and external interactions“ (Ryan zit. n. Burns 1999: 31).

Tourismus ist natürlich mehr als nur die Destination an sich. Das Zitat hat seine Berechtigung ist aber nur bedingt anwendbar, wenn es um die Spezialisierung des Tourismus auf ein materielles Produkt geht. Der Tourismus ist hier objektbezogen.

Auch in anderer Form ist der Bezug zu einem Museum hergestellt. Tourismus selbst macht Kultur zum Museum, zu kulturellen Phänomenen, die dann speziell, altertümlich und lokal sind, was durchaus gewünscht sein kann. Die Konsequenz ist, dass Geschichte auf eine bestimmte Weise an einem bestimmten Ort erzählt wird (vgl. Burns 1999: 33ff.). Tourismus ist somit auch für Andreas mehr als ein ökonomischer Prozess und wird zu einer Erzählung von sich selbst.

Elisabeth betreibt eine hauseigene Backstube, in der sie Teigwaren und Mohnzelte herstellt. Sie lädt oft Kinderklassen und Gruppen ein, um Einsichten über den biologisch-dynamischen Landbau weiterzugeben. Die Informationen, die sie gibt, werden begleitet von traditionellen bäuerlichen Fertigkeiten, die sie den BesucherInnen durch teilnehmende Beobachtung vermittelt. Sie versucht einen Teil ihres Wissens weiterzugeben und etwas zu bewusster Ernährung beizutragen. In dem Sinne kann man auch hier von Bildungstourismus reden. Elisabeth vermittelt aber nicht nur Wissen, sondern gleichzeitig ihren Lebensstil und eine Weltanschauung. Anthropologie des Tourismus ist die Auseinandersetzung mit sozialen Interaktionen von Individuen und Gruppen, die gemeinhin eine Kultur ergeben. Elisabeth vermittelt in Interaktion mit ihren „KundInnen“ Kultur. Dazu passt ein Zitat von Burns, der Kultur folgendermaßen definiert.

„Thus in definition culture is about the interaction of people and how they learn from each other. It promotes the idea that learning can be accumulated, assimilated and passed on through a range of oral and written traditions. The inference to be drawn here is that culture is observed through both social relations and material artefacts“ (Burns 1999: 56).

Soziale Interaktionen im Rahmen des Tourismus stehen hier in Verbindung mit dem Mohn als materielles Produkt.

11. Mohnstrudel – ein traditionelles Gericht aus dem Waldviertel

Den Mohnstrudel kann man als „Indigenous Food“ bezeichnen, das seinen Ursprung im Waldviertel hat. Indigenous bedeutet *einheimisch* oder *eingeboren* und ist einem bestimmten Gebiet zugeordnet. In Zusammenhang damit stehen oft die Begriffe *traditionell* und *bodenständig* (vgl. Deix 2006: 2)

Der Begriff bezeichnet Lebensmittel, die in einer bestimmten Region heimisch sind. In diesen Regionen sind diese Nahrungsmittel natürlich verfügbar und erfüllen eine wichtige Rolle (vgl. ebda.).

„Indigenous Food ist ein Zweig von Kultur, der von Menschen in einer Gesellschaft mit gleichem kulturellem Hintergrund, gemeinsam genutzt wird. Sie beinhaltet Kocharten und Zubereitungsmethoden von Lebensmitteln, die von einheimischem Ursprung sind, und auch an die Umwelt angepasst sind (Deix 2006: 2).

Die teilnehmende Beobachtung bei der Herstellung eines Mohnstrudels ergab sich eher zufällig. Just um Ostern herum fragte ich meine Oma, Marianne Simandl, geborene Honeder, ob sie nicht einen Mohnstrudel backen könnte. Es war eine gute Zeit. Marianne bäckt den Strudel immer zu Weihnachten und zu Ostern. Das zeigt eine Ritualität und den periodischen Wechsel eines Jahresrhythmus, der an religiöse Feste gebunden ist. Für mich traf sich das gut.

Der Strudel, in der Art wie ihn Marianne macht, wird schon seit Generationen so gebacken. Das Rezept wird mündlich überliefert und über d’Habs hergestellt. Über d’Habs bedeutet nach Augenmaß, nach Gefühl. Die Mengen werden ungefähr geschätzt und zu einem Teig verarbeitet. Die Herstellung wird somit rein oral tradiert. Es gibt keine Niederschrift des Rezeptes.

Marianne ist mittlerweile 82 Jahre alt. Sie lebt seit 50 Jahren auf ihrem Bauernhof in Gars am Kamp. Er besteht aus einem Schupfen, mehreren Ställen und dem Haupthaus. Die Küche ist gleichzeitig Esszimmer und besteht aus einer Abwasch, einem Elektroherd mit Backofen und aus einem weiteren Herd, der mit Holz beheizt wird und neben der Erwärmung für Speisen, vor allem der Beheizung der Küche dient.



Marianne

Sie hat mir sehr schön ihre traditionelle bäuerliche Backtätigkeit gezeigt. Marianne war von meiner Bitte sehr angetan und ermöglichte es mir alles ganz genau durch Fotos zu dokumentieren. Nebenbei machte ich mir schriftliche Aufzeichnungen. Das Rezept für den Teig gestaltet sich wie folgt:

- 1 kg Mehl über d'Habs: Für einen Germteig immer glattes Mehl verwenden.
- Germ über d'Habs
- Zucker und Salz über d'Habs
- 4 Dotter: Aus dem Eiklar stellt Marianne oft Zwieback her. Würde man das Eiklar mit dem Strudelteig vermengen, würde er fest werden
- Zerlassene Butter über d'Habs
- Lauwarme Milch über d'Habs
- Zitronenzesten

Auf die Frage hin. „Oma, wieviel soll ma denn jetzt wirklich dazu geben?“ , antwortete sie: „Des waß i net, des siach i donn eh“. Das Wissen über den Mohnstrudel generiert sich somit über den Spruch „learning by doing“. „Zusehen allein, hilft da nix“, sagt sie. Marianne verfügt über *Local Knowledge*, das regionales Wissen innerhalb einer bestimmten Region meint und von Generation zu Generation weitergegeben wird. Die Wurzeln dieses Wissens liegen in der Vergangenheit. Über die Zeit passt sich dann das Wissen und die Erfahrung dynamisch an neue technologische und sozioökonomische Veränderungen an (vgl. Deix 2007: 3). Bei Marianne ist zu beobachten, dass sie nach wie vor traditionelle Arbeitsutensilien verwendet, wie sie über Generationen verwendet wurden. Sie schlägt den Teig selbst mit dem Kochlöffel ab und quetscht den Mohn noch in ihrer fast hundertjährigen, von ihrer Großmutter stammenden, Mühle (siehe weiter unten). Die Zubereitung des Mohnstrudels ist somit selbst Zeitzeuge und gleichzeitig auch Kommunikationsmittel über Generationen hinweg und wird zum Ritual, das bei Marianne meist von 9 Uhr morgens bis 13 Uhr nachmittags dauert.

Mehl

Salz

Zucker



Schließlich kommt noch Hefe dazu. Früher verwendete Marianne Frischhefe. Heute ist sie auf Trockenhefe umgestiegen. Das ist einfacher. In weiterer Folge kommen zerlassene Butter und die vier Eidotter dazu. Das ganze wird dann mit lauwarmer Milch, die langsam dazu gegossen wird, verrührt.



Dotter und zerlassene Butter



Lauwarmer Milch

Marianne erzählt, dass man die Eierschalen verheizen kann. Die Asche soll sich sehr gut zum Düngen eignen. Oder man reibt sie trocken und streut sie im Garten aus.

Nun wird der Teig so lange geknetet, bis er Blasen bildet. Der Teig wird „ogschlogen“ (abgeschlagen). Danach wird der Germteig zugedeckt und bei ganz wenig Unterhitze aufgehen gelassen.



Der Teig wird abgeschlagen



Anschließend lässt man den Teig aufgehen

Das Abschlagen des Teiges erfordert sehr viel Kraft. Marianne macht dies aber trotz ihres hohen Alters nach wie vor selbst. Sie ist sehr rüstig und hat viel Kraft in ihren Händen durch die tägliche Arbeit auf ihrem Hof.

Der aufgegangene Germteig wird anschließend „ogwachat“ (abgetrieben). Das heißt, dass der Teig noch einmal zusammengeslagen wird.

In weiterer Folge geht es an die Zubereitung der Mohnfülle. Mohn wird mit der Mohnmühle gequetscht, nachdem er im Rohr vorgetrocknet wurde. Das macht Marianne meist am Tag davor. Macht man das nicht wird der Mohn zäh oder verstopft die Mühle. Die Mühle sollte auch schon einen Tag vor Zubereitung der Fülle in der Küche stehen, damit sie dieselbe Temperatur hat.

Für die Fülle wird Milch mit Butter aufgekocht, Zucker dazu gegeben, dann der zerquetschte Mohn beigemengt und Rosinen beigegeben. Verfeinert wird das Ganze mit einem Schuss Rum.



Quetschen des Mohns



Fertige Füllung

Zu guter Letzt wird der Teig aufgerollt mit der Fülle bestrichen und wieder eingerollt. Die Oberfläche der Stollen wird eingeritzt und mit Dotter bestrichen. Eine Weile lässt man ihn noch im Backrohr gehen, ehe man ihn auf circa 150 Grad für eine gute dreiviertel Stunde bäckt.



Der Teig wird aufgerollt und mit Mohn bestrichen



Die fertigen Stollen werden mit Ei bestrichen und eingeritzt



Fertiger Mohnstrudel

Abstract - Zusammenfassung

Diese Untersuchung fand im geographisch eigenen Kontext statt. Die Methode der „Anthropology at Home“ eröffnete mir aber nicht nur Eigenes sondern auch Fremdes. Ganz im Gegensatz dazu wurden mir Lebensstile vermittelt, die ich nicht mein Eigen nennen kann. Dennoch habe ich über das Teilen von Ideen, zum Beispiel über den Zugang zur biologischen Landwirtschaft, manchmal in einen Dialog eintreten könne, der mich zum „Verwandten“ machte.

Eingangs gibt die Arbeit einen Einblick in Region Waldviertel und in die materielle Kultur. Die materielle Kultur, hier auch als materielle Umwelt bezeichnet, hat Bedeutungen für die InterviewpartnerInnen. Sie ist gekennzeichnet durch das Wechselspiel zwischen materiellen Kräften und sozialen Beziehungen. Die sozialen Beziehungen gehen aus dem Umgang mit den Dingen hervor. Dinge sind eingebunden in sozialen Interaktionen. Sie stehen hier im Gegensatz zur traditionellen Herangehensweise der Anthropologie, die materielle Kultur als Zeichen und Symbole auffasst.

Soziale Handlungen bedingen in dieser Ethnographie mehrere Dinge. Aus ihnen gehen geplante Kreationen, wie die Retraditionalisierung des Mohnanbaus hervor. Diese entstand durch die Gründung des Vereins für Sonderkulturen. Trotz des Bruches mit dem Mohnanbau in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird der Mohnanbau in seiner Tradition als kontinuierlich betrachtet und gleichzeitig dabei völlig neu interpretiert.

Die Produktion des Mohns als materielle Kraft führt zu sozialen Beziehungen und Handlungen. Im Mohndorf Armschlag zum Beispiel gibt es eine Reihe an Festtagen, bei denen die MohnproduzentInnen soziale Beziehungen jährlich erneuern und in eine Art Kommunikation mit ihren KonsumentInnen eingehen. Als Kommunikationsmedium dient auch die Landschaft. Neben den blühenden Mohnfeldern gibt es eigens angelegte Mohngärten und Wandertage. Diese Kommunikationsmedien zeigen, wie die Landschaft genutzt wird um die „Botschaft“ des Mohns zu verbreiten und sich zu repräsentieren.

Ein weiterer Aspekt, der in Verbindung mit sozialen Handlungen steht, ist die Identitätsbildung, die hier als Prozess dargestellt wird. In der Kultur- und Sozialanthropologie wird, in der momentan gängigen Betrachtung, eher davon ausgegangen, dass Identitäten durch Abgrenzungen entstehen. Das geschieht durch Eigen- und Fremdzuschreibungen über bestimmte Kategorien. Handlungen gehen aber drüber hinaus. Sie können auch Einstellungen vermitteln und stellen in dieser Arbeit Lebensstile dar, die zum Beispiel über Ansichten mit Bezug zur biologischen Landwirtschaft einhergehen.

Neben den Auswirkungen von materiellen Kräften auf soziale Beziehungen legt die Arbeit als zweiten Schwerpunkt ein Augenmerk auf den Produktionsprozess des Mohns. Es zeigt sich, dass der Mohnanbau von Energien der Umwelt und des Menschen geprägt ist. Der Zyklus des Mohnanbaus ist bestimmt durch die Planung der Fruchtfolge, den Anbau und die Ernte. Er ist mit unterschiedlichen Philosophien verknüpft.

Bei der Düngung und Nährstoffproblematik gibt es unterschiedliche Zugangsweisen in der landwirtschaftlichen Ausrichtung, die sich auch über den Umgang mit dem Boden definieren. Auch die Ernte ist mit Einstellungen verknüpft. Man hilft sich nicht nur gegenseitig in der Familie, sondern auch überbetrieblich. Die traditionelle Erntetechnik wird hoch gehalten und nur in Ausnahmefällen werden Mähdrescher eingesetzt. Das heißt, dass das Ernten in der Gemeinschaft nicht nur aus der Not heraus geschieht sondern eine bewusste Entscheidung und, vor allem im biologischen Landbau, mit einer Lebenseinstellung verbunden ist. Generell ist über das Wissen des dreiteiligen Anbauprozesses zu sagen, dass konventionell arbeitende BäuerInnen in der Regel auf agrarwissenschaftliche Erkenntnisse und biologisch arbeitende BäuerInnen viel auf eigenes Erfahrungswissen zurückgreifen.

Schlussendlich zeigt die Arbeit, dass der weitere Weg des Mohns in Form von Verarbeitungstechniken und Vermarktungsstrategien vor allem auf Eigenlösungen der jeweiligen LandwirtInnen beruht. Die Praxis zeigt, dass das oft mit einem Mehraufwand verbunden ist aber auch Mehrwert hervorbringt. Es wird aber durchwegs klar, dass sich der Waldviertler Graumohn als Produkt auf den direktvermarkteten bäuerlichen Märkten in der Stadt und auf dem Land behaupten kann. Damit sind dem Waldviertler Graumohn gute Aussichten und ein besonderer Stellenwert innerhalb der agrarisch-österreichischen Produktpalette gesichert.

BIBLIOGRAPHIE

- Ahrens, Wilfried/Sneyd, Jan (2000): *Mohn: Sorten - Anbau – Rezepte*, Stuttgart: Ulmer
- Alexiades, Miguel N. (1998): Collecting Ethnobotanical Data – An Introduction to Basic Concepts and Techniques, in: *Selected guidelines for ethnobotanical research. A field manual. Advances in economic botany*, New York: Botanical Garden – New York
- Barrett, Stanley R. (1996) *Anthropology. A Student's Guide to Theory and Method*. Toronto: University of Toronto Press
- Beer, Bettina (2008): Einleitung: Feldforschungsmethoden, in: *Methoden ethnologischer Feldforschung*, 2. Auflage, Bettina Beer (Hg.), Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 9-37
- Bell, Simon (1999): *Landscape - pattern, perception and process* , 1. publ., London: Spon
- Benedikt, Gertraud (1990): Vom Nutzen der Bräuche, In: *Brauchtum Heute*, Spittal an der Drau
- Bernard, Harvey Russell (2002): *Research methods in anthropology - qualitative and quantitative methods*, 3. ed., Walnut Creek, Calif. [u.a.]: AltaMira Press
- Burns, Peter M. (1999): *An introduction to tourism and anthropology*, 1. publ., London [u.a.]: Routledge
- Cerman, Markus (2006): Mittelalterliche Grundlagen – Wirtschaftlicher und Gesellschaftlicher Wandel im Waldviertel bis zum frühen 16. Jahrhundert, In: *Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels*, hrsg. von Herbert Knittler, Horn/Waidhofen an d. Thaya, S. 1-75
- Dant, Tim (2005): *Materiality and society*, 1. publ., Maidenhead: Open Univ. Press
- Dant, Tim (1999): *Material culture in the social world - values, activities, lifestyles*, 1. publ., Buckingham [u.a.]: Open Univ. Press
- Deix, Christina (2006): *"Indigenous food" am Beispiel von Waldviertler Graumohn*, Diplomarbeit, Universität Wien

- Ebner, Lois (1990): Über Sinn und Zweck reglementierten Brauchtums am Beispiel Osttirols in Vergangenheit und Gegenwart, In: *Brauchtum heute*, Spittal an der Drau
- Eigner, Peter (2006): Entwicklung an der Grenze – Begrenzte Entwicklung? Die Wirtschaftliche Entwicklung des Waldviertels im 20. Jahrhundert, In: *Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels*, hrsg. von Herbert Knittler, Horn/Waidhofen an d. Thaya, S. 341-413
- Feest, Christian F. (2000): Ethnologie und materielle Kultur, In: *Das Ding - die Ethnologie und ihr Gegenstand*, [Koord. Christian F. Feest], Wien: Verein "Freunde d. Völkerkunde", S. 59-95
- Fischer, Hans (2008): Dokumentation, in: *Methoden ethnologischer Feldforschung*, 2. Auflage, Bettina Beer (Hg.), Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 293-323
- Greßl, Martin (1992): *Mohnanbau und Mohnvermarktung in Österreich – Grundlagen für ein Produktions- und Marketingkonzept*, Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur, Institut für Agrarökonomik
- Greverus, Ina Maria/Römhild, Regina (1999): The Politics of Anthropology at Home – Some Final Reflections, In *Anthropological Journal on European Cultures* (1999), Vol. 8 (2), p. 191-199
- Greverus, Ina-Maria (1999): Poetics within Politics – Towards an Anthropology of the Own, In *Anthropological Journal on European Cultures* (1999), Vol. 8 (2), S. 7-27
- Grey-Wilson, Christopher (2000): *Poppies - a guide to the poppy family in the wild and in cultivation*, rev. and updated ed., London: Batsford
- Grill, Claudia (2008): *Zur Bedeutung von Streuobstwiesen in der Oststeiermark - eine kultur- und sozialanthropologische Perspektive*, Diplomarbeit, Universität Wien
- Groier, Michael (2007): *Regionale bäuerliche Produkte und der EU-Markenschutz - geschützte geographische Bezeichnungen in Österreich im Kontext nachhaltiger Regionalentwicklung*, Wien: Bundesanst. für Bergbauernfragen
- Grümmer, Gerhard (1955): *Der Mohn*, Wittenberg Lutherstadt: Ziemsen

- Hahn, Hans Peter (2005): *Materielle Kultur - eine Einführung*, Berlin: Reimer
- Haid, Gerlinde (1995): *Brauchtum in den Alpen - Riten - Traditionen - Lebendige Kultur*, Rosenheim: Rosenheimer Verl.-Haus
- Halbmayer, Ernst; Salat, Jana (o.J.a): *Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie*, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien, abgerufen unter <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-69.html> am 10.08.2011
- Halbmayer, Ernst; Salat, Jana (o.J.b): *Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie*, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien, abgerufen unter <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-70.html> am 10.08.2011
- Haller, Dieter (2005): *Dtv-Atlas Ethnologie*, Graf. Gestaltung d. Abb. Bernd Rodekoher, Orig.-Ausg., 1. Aufl., München: Dt. Taschenbuch-Verl.
- Hannerz, Ulf (1998): Of Correspondents and Collages, In *Anthropological Journal on European Cultures* (1998), Vol. 7 (1), S. 91-109
- Hermeking, Marc (2001): *Kulturen und Technik - Techniktransfer als Arbeitsfeld der interkulturellen Kommunikation - Beispiele aus der arabischen, russischen und lateinamerikanischen Region*, Münster [u.a.]: Waxmann
- Hirsch, Eric (1995) [Hrsg.]: Introduction, In: *The anthropology of landscape - perspectives on place and space*, Eric Hirsch, 1. Publ., Oxford: Clarendon Press
- Hirschberg, Walter (1999): *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde*, unter Mitarb. v. Wilhelm P. Bauer, 4. grundlegend überarb. Aufl., Berlin: Reimer (Ethnologische Paperbacks)
- Hobsbawn, Eric J. (1995): Introduction, In: *The Invention of Tradition*, Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press
- Jackson, Anthony (1987): Reflections on ethnography at home and the ASA, In: *Anthropology at home*, ed. by Anthony Jackson, 1. publ., London [u.a.]: Routledge
- Jurtschitsch, Aurelia (1990): *Biographisch - biologisch - subjektive und objektive Zugänge zur Biowelle in Österreich*, Dissertation, Universität Wien

- Knittler, Herber (2006): Agrarraum und Stadtraum – Ländliches und Städtisches Wirtschaften im Waldviertel vom 16. bis zum Beginnenden 19. Jahrhundert, In: *Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels*, hrsg. von Herbert Knittler, Horn/Waidhofen an d. Thaya, S. 77-187
- Komlosy, Andrea (2006): Vom Kleinraum zur Peripherie – Entwicklungsphasen der wirtschaftlichen Abhängigkeit im 19. Jahrhundert, In: *Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels*, hrsg. von Herbert Knittler, Horn/Waidhofen an d. Thaya, S. 217-338
- Köttl, Hans (1991): *Ermittlung und Evaluierung von neuen Marktchancen bzw. effizienterer Vermarktungsmöglichkeiten für den "Waldviertler Graumohn"* : Forschungsprojekt Nr. L 673/91, Projektleiter: Hans Köttl, Projektbearb.: Martin Gressl; Andreas Steidl, Wien: Inst. f. Agrarökonomik, Universität für Bodenkultur
- Kuhn, Elisabeth (2008): *Die Veränderung von Tradition durch Migration am Beispiel Dreizehnlinden in Brasilien*, Diplomarbeit Universität Wien
- Larcher, Manuela (2009): *Haushaltsstrategien und langfristige Entwicklung landwirtschaftlicher Biobetriebe in Österreich - eine Typologie der Betriebsentwicklung von 1991 bis 2004*, Wien [u.a.]: Guthmann-Peterson
- Lehner, Bernadette (2008): *In da Natur wird da Boden nie um'draht - Minimalbodenbearbeitung im Biolandbau, eine ethnologische Annäherung*, Diplomarbeit, Universität Wien
- Mayring, Philipp (1996): *Einführung in die qualitative Sozialforschung - eine Anleitung zu qualitativem Denken*, 3., überarb. Aufl., Weinheim: Beltz, Psychologie-Verl.-Union
- Messerschmidt, Donald A., (ed.) (2010): *Anthropologists at home in North America – Methods and Issues in the study of one's own society*, New York ua.: Cambridge University Press
- Németh, Éva (1998): Cultivation of Poppy in the Temperate Zone, in: *Poppy - the genus Papaver*, Jenő Bernáth (Hg.), Amsterdam [u.a.]: Harwood Acad. Publ., S. 219-237
- Obojes, Petra (2007): *Lebens(t)raum Biobauernhof - alternative ländliche Lebensformen im Kontext von Bäuerlichkeit und Subsistenzorientierung - eine ethnologische Perspektive*, Diplomarbeit, Universität Wien

- Peirano, Mariza G. S. (1998): When Anthropology is at Home – The Different Contexts of a Single Discipline, In *Annual Review of Anthropology* (1998), Vol. 27, S. 105-128
- Prasch, Hartmut (1990): Die „Kommerzialisierung freier Güter“ – oder: Brauchtum und Tourismus, In: *Brauchtum Heute*, Spittal an der Drau
- Prown, Jules D. (1998): Material/Culture – Can the Farmer and the Cowman still be Friends?, In: *Learning from things - method and theory of material culture studies*, ed. by W. David Kingery ., Paperback reissue, 1. [print.], Washington, DC [u.a.]: Smithsonian Institution Press, S. 19-34
- Reynolds, Barrie (1987): Material Systems: An Approach to the study of Kwandu material culture, In: *Material anthropology - contemporary approaches to material culture*, ed. by Barrie Reynolds, Lanham, Md. [u.a.]: Univ. Press of America, S. 155-189
- Rudle, Ditta (1998): *Waldviertler Graumohn*, Wien: Pichler Verlag GmbH
- Sachslehner, L./Schmalzer, A./Sack, P. (1994): Einfluß von Landschaftsveränderungen auf die Avifauna des Waldviertels anhand ausgewählter Leitarten, In: *Das Waldviertel als Natur- und Kulturraum - 10 Jahre Abteilung Waldviertel in Rosenberg*; Institut für Angewandte Öko-Ethologie in Rosenberg, [Verein für Ökologie & Umweltforschung], Hrsg.: Gerald Dick, Wien, S. 59-97
- Schlehe, Judith (2008): Formen qualitativer ethnographischer Interviews, in: *Methoden ethnologischer Feldforschung*, 2. Auflage, Bettina Beer (Hg.), Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 119-143
- Schnell, Ewald (2003): *Entwicklungstendenzen ländlicher Räume am Beispiel des Waldviertels - Probleme und Chancen vor dem Hintergrund der Regionalpolitik sowie der EU-Osterweiterung*, Diplomarbeit, Universität Wien
- Schober, Karl (1948): *Ölfruchtbau*, Wien: Scholle-Verlag
- Seifert, Alwein (1997): *Gärtnern, Acker – ohne Gift*, München: Biederstein-Verlag
- Shils, Edward A. (1988): *Tradition*, Paperback ed., 4. [print.], Chicago [u.a.]: Univ. of Chicago Press

- Stadelmann, A. F. (1947): *Selbstversorgung auf kleinster Fläche - praktische Anleitung für die Ackerbeetkultur von Getreide, Anbau von Mohn, Ölkürbis, Soja, Topinambur, über Kompostbereitung, Gartenplanung, Gemüseversorgung*, Dornbirn: Verl. Neues Leben
- Strathern, Marilyn (1987): The limits of auto-anthropology, In: *Anthropology at home*, ed. by Anthony Jackson, 1. Publ., London [u.a.]: Routledge
- Todorova-Prigova, Iveta (1999): "Native" Anthropologist – On the Bridge or At the Border, In *Anthropological Journal on European Cultures* (1999), Vol. 8 (2), S. 171-191
- Waldland-Betriebs- und HandelsgesmbH Oberwaltenreith (1993): *Mohn - genußvolle Eindrücke und feine Rezepte*, Zwettl: Verl. Waldviertel Projekt Management
- Wiesinger, Silvia (2003): *Einfluß von Anbauzeitpunkt und Saatstärke auf Bestandes- und Ertragsbildung der Wintermohnsorte "Zeno"*, Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur, Wien
- Witzel, A. (1985): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung - Überblick und Alternativen*, Frankfurt: Campus
- Wrbka, Thomas (1994): Zur Landschafts- und Vegetationsökologie des Waldviertels, In: *Das Waldviertel als Natur- und Kulturraum - 10 Jahre Abteilung Waldviertel in Rosenberg*, Institut für Angewandte Öko-Ethologie in Rosenberg, [Verein für Ökologie & Umweltforschung], Hrsg.: Gerald Dick, Wien, S. 41-59
- Wulz, Helmut (1990): Zur medialen Umsetzung von Bräuchen im Fernsehen, In: *Brauchtum Heute*, Spittal an der Drau

Internetquellen

Url 1: <http://de.wikipedia.org/wiki/Kr%C3%BCmelgef%C3%BCge> (18. Juli 2011, 11:29)

Url 2: http://www.bodenwelten.de/bod_wert/landwirtschaft/bod_schonen.htm#gare
(18. Julir 2011, 11: 29)

Url 3: <http://www.peter-hug.ch/lexikon/egge> (18. Juli 2011, 11:38)

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: <http://www.rp.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/menu/1258014/index.html>

Abbildung 2: <http://www.rp.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/menu/1258014/index.html>

Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Geburtsdatum:	15.09.1985
Geburtsort:	Horn (NÖ)
Familienstand:	ledig
Nationalität:	AUT

Bildungsweg

1992 – 1996	Volksschule Gars am Kamp
1996 – 2000	Sporthauptschule Gars am Kamp
2000 – 2005	Höhere Bundeslehranstalt für Tourismus in Krems/NÖ, Europäische Tourismusklassse (ETK) mit dem Ausbildungsschwerpunkt 3. Lebende Fremdsprache (Russisch), Matura als Touristikkaufmann mit gutem Erfolg abgeschlossen
2005-. . . .	Studium an der Universität Wien in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern: Kultur- und Sozialanthropologie, Soziologie (rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftl. Zweig), Politikwissenschaft (Abschluss voraussichtlich Herbst 2011)
2008	Leistungsstipendium der Universität Wien 2008

Auslandsaufenthalte

Sprachreisen nach England (Worthing), Irland (Dublin), Frankreich (Paris, St. Malo), Russland (St. Petersburg)
Studienreisen in das Baltikum, nach Finnland, Russland, Indien und Nepal

Berufserfahrung

07/2010 – 08/2010	praktischer und touristischer Assistent – Opern Air Festspiele Gars am Kamp
09/2009	telefonische Akquisition für Zeitungsabonnements
06/2008 – 07/2008	redaktionelle Verantwortung, www.weihnachten.at

07/2005 – 09/2005	Praktikum im Incoming-Tourismus; Führungsdienst, anfallende Aufgaben eines Touristik-Tage-Ausflugszieles, spezielle Aufgaben bei Groß- und Kulturveranstaltungen
06/2004 – 08/2004	ebda.
06/2003 – 08/2003	ebda.
07/2002 – 08/2002	Praktikant in der Gastronomie (Service), Willi Dungal Medical Vital Resort, Gars am Kamp
07/2001 – 08/2001	Praktikant in der Gastronomie (Küche), Restaurant Eckel, 1190 Wien

Computerkenntnisse

Windows, Microsoft Office (Excel, PowerPoint, Word), Internet

Sprachen

Englisch in Wort und Schrift (9 Lehrjahre)

Französisch Grundkenntnisse in Wort und Schrift (5 Lehrjahre)

Russisch Grundkenntnisse in Wort und Schrift (4 Lehrjahre)

Sonstiges

Führerschein B

Violine (zehn Jahre Unterricht), Grundkenntnisse Klavier

Interessen

Wissenschaft, Politik, Film, Theater, Konzerte und Musik

Reisen, Wandern, Sport

Kultur- und Sozialanthropologie: Indianistik, Anthropologie des Tourismus